VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Giblinge (= 2 Euro) # 0134

juni 2022

versorgerin Nr. / 134 / juni 2022 / österreichische Post AG / MZ 15Z040481 M, **VORTEILSTARIF**, Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz

editorial

»This is the National Programme of the BBC. There is no News tonight – so until nine o'clock, here is some music on record.«

So schallte es aus britischen Radioapparaten am 18. April 1930 um 20:45 – seitdem ist das im Rundfunk nicht mehr vorgekommen. Im Feuilleton wäre derartiges undenkbar: Dort konnten immer schon 24/7 Locken auf Glatzen (K. Kraus) gedreht werden. Die einen ondulieren an der Proklamation sicherheitpolitischer »Zeitenwenden« herum, weil die ungemütlichen Ränder den kapitalistischen Zentren immer näher rücken, die anderen beklagen die »Verweichlichung« (lies: Verweiblichung«) des Westens und stieren neidisch gen Osten, wo noch die wilden Kerle wohnen (siehe den Beitrag von *Svenna Triebler*). Der Krieg in der Ukraine wandert an die Peripherie der medialen Aufmerksamkeit (wie so viele vor ihm) und damit auch die Situation der Geflüchteten, die zwar nicht die Feindseligkeit erfahren wie jene aus anderen Ländern und auch vom Arbeitsmarkt vernutzt werden dürfen – dies aber meist unter prekären Bedingungen, wie *Stefan Dietl* nachweist.

Für die *big headlines* sorgt derzeit, dass ein US-amerikanischer Oligarch einen Microblogging-Dienst kauft (oder auch nicht) – vermutlich, weil da die journalistische Zunft selbst gerne unterwegs ist, um dort den Dünger der Aufklärung in homöpathischen Dosen auszubringen, am digitalen Gartenzaun mit den Mächtigen (bzw. deren Pressebüros) zu konferieren oder sich über das ganze Unkraut in der digitalen Grasnarbe besorgt zu zeigen. In den antisozialen Medien findet man die Versorgerin nach wie vor nicht – dafür hat sie jetzt eine neue Website, die Michael Aschauer programmiert hat. Weil wir die Unterstützung nichtkommerzieller Medien wichtig finden (nicht zuletzt, weil sie auch tief in die DNA der Stadtwerkstatt eingeschrieben sind), findet sich in dieser Ausgabe auch ein Text zum »European Cultural Backbone«, den *Ingo Leindecker* zusammengestellt hat. Auch das Pariser Onlinemagazin makery hat unsere Sympathien – dort erscheint derzeit monatlich ein Text in der Reihe »From Commons to NFTs«, dessen Auftaktbeitrag von *Felix Stalder* wir hier auf Deutsch präsentieren. Nicht aus NFTs (Non-fungible tokens), sondern NFPs (Non-fungible pictures) besteht die mittlerweile elfte Edition der Community-Kunstwährung Gibling – was das bedeutet, erläutert *Franz XAVER*, der sie auch gestaltet hat. Nicht zwingend von digitalen – auf jeden Fall aber logischen Verkettungen handelt der Text von *Barbara Eder*, die über Konrad Zuses Z4 und die Programmiersprache Plankalkül schreibt.

Prall gefüllt ist der Speicher dieser Ausgabe mit Buch- und Filmbesprechungen: *Melanie Letschnig* vollzieht die Perspektiven im Film UNTEN von Djordje Čenić und Hermann Peseckas nach, *Andreas Pavlic* befragt Eva Geber zu ihrem aktuellen Buch über die Fotografin Madame D'ora, *Till Schmidt* rezensiert einen Sammelband zur Gedächtnisgeschichte des Holocaust in den 1950er & 1960er Jahren, *Chris Weinhold* die Wolfgang-Pohrt Biografie des Herausgebers Klaus Bittermann. Und *David Hellbrück* schildert die Geschichte hinter Filip Müllers Bericht »Sonderbehandlung« über dessen Jahre als Mitglied eines jüdischen »Sonderkommandos« in den Krematorien und Gaskammern von Auschwitz. Außerdem: Eine profunde Kritik der pädagogischen Harmonisierung der Kindheit, die *Magnus Klaue* am Gegensatz zwischen der »kompetenzorientierten« Kleinkindforschung Martin Dornes' und dem Konzept des »Attachment Parenting« illustriert, ein Auszug aus *Alexander Keppels* Romandebüt »Der Zweite Kontinent« und ein kleiner Bildbericht vom Stadtwerkstatt-Showcase in Nantes.

Dann ist es aber auch gut, meint
die Redaktion

Journalistischer Katechismus



Der Journalistische Katechismus ist eine Handreiche für all jene, die dauernd irgendwas mit Medien machen und darum keine Zeit haben, Machiavellis *Il Principe* zu lesen. Deshalb erscheint er auch häppchenweise in Serie.

Sechstes Hauptstück: Von dem Wege der Erleuchtung – oder von der Bedeutung, im publizistischen Feld eine möglichst einträgliche Nische zu besetzen.

Was ist dieser Weg?

Der Zustand, in welchen diejenigen eingehen, die alle journalistischen Sünden verlassen und die schwersten investigativen Laster gebändigt haben, und anfangen, den publizistischen Tugenden einen Geschmack abzugewinnen und sich darin üben.

An welchen Zeichen erkennt man, daß es Zeit sey, diesen Weg anzutreten?

Wenn Jüngere, Bissigere und Skrupellosere an dir vorbeiziehen, die die Mühen der Ebene, das ewige Klein-Klein akribischer Recherche scheuen, auf Einfach-, Doppel- und Trippelchecks verzichten, nicht aber auf Quadrupel-Schecks. Zweifel, Besonnenheit und Vorsicht sind der Dornenweg, den die Tüchtigen und Erfolgreichen im Vorbeigehen mit ihrer Flammenrede in Brand stecken und so in den Weg der Erleuchtung eintreten.

Was hat man auf dem Wege der Erleuchtung hauptsächlich zu thun?

Man muß diese drei Stücke beobachten:

- Erstens mit Eifer Ergebnis-Building zu betreiben, mit dem Ziel einer Umwandlung der journalistischen *persona* in eine Meinungsfabrik mit *unique selling point*. Dies muss keine *creatio ex nihilo* sein, sondern kann als *creatio ex negatio* vonstatten gehen – es gilt, einfach das Gegenteil zu statuieren und dabei zu bleiben.
- Zweitens muß man auch das Gemüth in eine Verfassung bringen, dass es seine Einzigartigkeit durch jede Pore transpiriert und das Abgefasste als ungetrübte Einsicht in den Weltgeist kenntlich macht. Mögen Parvenüs das Cool Aid ambitionsloser Skribifaxe schlürfen, werden hier die Bouteillen direkt an der Quelle der Weisheit abgefüllt und von echten Conoisseuren und Counaisseusen an die Lippen gebracht.
- Drittens muß man sich nachdrücklich bewusst machen, dass das Evangelium nach Gonzo nicht nur über Auflage und Reichweite im engeren Sinn, sondern auch durch Glaubenskongregation und Adepten verkündet werden muss.

Welches sind jene wirksamen Mittel, die man als tüchtige Grundlagen des geistigen Gebäudes nöthig hat?

Die vollkommene Einsammlung des Gemüthes, und der Ernst, in Allem sich selbst zu überwinden: Die eigenen moralischen Be- und Empfindlichkeiten sind gerade dann hintanzustellen, wenn der Meinungsmarkt nach etwas anderem verlangt. Personen, die ohnehin mit einem sehr flexiblen moralischen Kompass ausgestattet sind, haben hierbei einen Vorteil, da sie gewöhnt sind, ihr charakterliches Gepräge am currenten Magnetpol auszurichten.

Welche Eigenschaften muß nun diese Einsammlung haben, um vollkommen zu seyn?

Erstens muß sie allgemein seyn, und alle journalistischen Vermögen so einnehmen und vereinigen, dass sie sämtlich auf den größtmöglichen Effekt hin ausgelegt sind. Aus der breiten Masse herauszuragen erfordert *commitment* an die Rolle, die zu spielen geboten ist. Fatal wären Relativierungen ex post: Absurde Positionen und kraftmeierische Forderungen verlieren durch nachträgliche Einhegungen und Abschwächungen an Wirkung und vergraulen den *fanclub* – auch der *lunatic fringe* kündigt die Gefolgschaft auf, wenn er Schwäche wittert.

Wodurch verliert man diese Einsammlung?

Einerseits durch die fehlende Rollenpersistenz, zudem aber auch durch allzugroße Ausgießung des Herzens im Gespräche – sobald der Eindruck einer Divergenz entsteht, deren Überbrückung kognitive Dissonanz erzeugt (etwa zwischen dem coram publico deklarierten »das muss einmal gesagt werden« und einem vertraulich im Rahmen einer *home story* konzedierten »privat würde ich das so nie sagen«), wird dies zur Planke ins Haifischbecken einer enttäuschten Anhängerschaft.

Welche Mittel dienen zur vollkommenen Einsammlung?

Vorzüglich diese drei:

- Die Bewachung des Mundes, indem man das Stillschweigen – und damit das Flair des Geheimnisvollen bewahrt. Wenig ist anregender und produziert mehr *engagement* als Spekulationen darüber, ob die Aussagen der tatsächlichen Position entsprechen oder kalkuliertes *reaction baiting* sind. Weiters
- die Liebe zur Zurückgezogenheit und Einsamkeit. Selbst wenn es schwerfällt, sich von zeremoniellen Zusammenkünften wie Pressebällen oder Preisverleihungen fernzuhalten, ist dies empfehlenswert, da die Gefahr besteht, zum journalistischen Adabei zu werden und die mühsam erworbene Outlaw-Gloriole zu verwedeln anstatt sie durch Obskuranz zu veredeln. Relevant sind derartige gatherings ohnehin eher für den journalistischen Nachwuchs, um *networking* zu betreiben und zu tratschen – etwa auch über jene, die den Weg der Erleuchtung erfolgreich beschritten haben (was deren Konsekration weiter vorantreibt). Zuletzt schließlich
- die Flucht unnöthiger Geschäfte. Bei aller inhaltlichen und persönlichen Vielfalt eint die Erleuchteten, dass sie sich aus dem journalistischen Tagesgeschäft (Pressekonferenzen abklappern, Recherchieren) weitestgehend absentiert haben und sich der hohen Form des Kommentars (siehe Hauptstücke zwei und drei) befleißigen, in der das ausgegossene Wissen ruhig etwas diffus sein kann. Oft genügt ein Zitat aus jenen Klassikern, die in einer erhabeneren Welt von einer ledergebundenen Suchmaschine aufgebracht würden, um jene geronnene Gelehrsamkeit zu demonstrieren, vor deren Autorität selbst fundierter Widerspruch die Waffen der Kritik zu strecken und sich zu fügen hat.

Was erfordert die Sorgfalt, sich selbst zu überwinden, welche die Grundfeste des geistigen Gebäudes ist?

Sie erfordert eine große Genauigkeit in der Beobachtung der Reaktionen – die in den publizistischen Äußerungen niemals kenntlich werden darf, da dies als jener Wankelmut ausgelegt werden kann, der die *followers* der Konkurrenz in die Arme treibt. Zudem bedarf sie einer peniblen Abwägung zwischen der Aufrechterhaltung der eigenen Marke und subtilen Änderungen, um auf Marktverschiebungen adäquat reagieren zu können. Wem diese Abwägung kompliziert erscheint, möge sich die Maxime zu Herzen nehmen, die in Anfragen zur Veröffentlichung bezahlter Inhalte in Form redaktioneller Beiträge empfohlen wird: »Im Beitrag selbst sollten Sie keine Erwähnung machen, dass es sich bei dem Artikel um bezahlten Content bzw. um Werbeinhalte handelt.«

Das folgende **Siebte Hauptstück** handelt vom Wege der Vereinigung – anders formuliert: der Konzentration publizistischer Marktmacht.

Richard Schuberths »Die Welt als guter Wille und schlechte Vorstellung« versammelt Essays & Cartoons zum Thema Identitätspolitik, die er in den letzten Jahrzehnten verfasst hat (einige davon für die Versorgerin). Die Schopenhauer-Paraphrase des Buchtitels mag aufgrund ihrer schelmischen tongue-in-cheekness bei Manchen für Augenrollen sorgen, ist aber dennoch – bzw. gerade deshalb – gut gewählt; und zwar aus mindestens zwei Gründen: Zum einen ist damit präzise der ideologiekritische Nenner benannt, den die Beiträge allesamt teilen. Zugleich ist die Gestalt umrissen, die die Doppelkritik am Bestehenden und dessen ideologischen Verarbeitungen bei Richard Schuberth annimmt. Wortspiele, Paraphrasen, Ellipsen und aphoristische Einschübe sind keine Ausweichversuche, um sich vor radikaler Kritik zu drücken, sondern Mittel der Distanzherstellung, um sie umso unmittelbarer nicht nur auf den Punkt, sondern auf den Begriff zu bringen. Verfremdung hat dort ihre Berechtigung, wo sie die realen Verkehrsformen der (post)bürgerlich kapitalistischen Gesellschaft in ihren Bewegungen nachvollzieht. Theoretisch fundierte Kulturkritik & essayistische Leichtigkeit gehen Hand in Hand, ohne gleich Ringelpietz mit Anfassen zu spielen. Zwei Thesen hierzu:

- Grundmotiv ist, dass die geistigen, kulturellen und politischen (kurz ideologischen) Alternativen, vor die man vermeintlich gestellt ist, selbst Ausdruck genau jener Ideologie sind, die es zu kritisieren gilt – diese Kritik aber auch in Gang setzen können.
- Die Lust am Formulieren ist nicht Selbstzweck, sondern birgt das Bewusstsein, dass der sprachliche Ausdruck Teil des Auszudrückenden ist. Ziel ist nicht, Inhalt und Form in Deckung zu bringen und damit falsche Identität zu behaupten, sondern das Herstellen erkenntnisfördernder Anordnungen, die sich reiben und Funken schlagen. So entsteht durch die sprachliche Versiertheit Richard Schuberths das, was er an deutschsprachigen Debatten schmerzlich vermisst und im englischen wit, auf französisch esprit heißt.

Das Buch ist ein Vademekum radikaler Kritik, die eben nicht kategorische Urteile für oder gegen etwas fällt, sondern unablässig den ideologischen Bedingungen nachspürt und kenntnisreich falsche Dichotomien hinterfragt, in die sie sich selbst zu verheddern droht. Sie besäuft sich nicht an der selbstgebrannten Geistigkeit und läuft nicht der eigenen Fahne hinterher.

Richard Schuberth: »Die Welt als guter Wille und schlechte Vorstellung. Das identitätspolitische Lesebuch«, Drava, 2022

Grenzenlose Ausbeutung

Die Integration ukrainischer Kriegsflüchtlinge in den Arbeitsmarkt bedeutet vor allem Schuften unter prekären Arbeitsbedingungen. Von *Stefan Dietl.*



Bild: Uwe Rothuysen (CC BY-ND 2.0)

Millionen Menschen befinden sich seit dem russischen Überfall auf die Ukraine auf der Flucht. Die meisten von ihnen harren in den direkten Nachbarländern der Ukraine aus. Tausende überqueren jedoch auch tagtäglich die europäischen Binnengrenzen, um dort Schutz vor Putins Krieg zu suchen, unter anderem in Deutschland und Österreich.

Die ersten Kriegsflüchtlinge hatten die Grenze noch kaum hinter sich gelassen, da wurden bereits die rechtlichen und politischen Voraussetzungen für die Vernutzung ihrer Arbeitskraft geschaffen. Anders als etwa bei Geflüchteten aus Syrien oder Afghanistan, die ab 2015 monate- und jahrelang auf die Feststellung ihres Asylstatus oder gar eine Arbeitsgenehmigung warten mussten, konnten sich diesmal die europäischen Regierungschefs in Rekordgeschwindigkeit auf eine europaweite Regelung einigen. Sie setzten die mehr als 20 Jahre alte »Massenzustromrichtlinie« in Kraft. Geschaffen wurde die Richtlinie einst unter dem Eindruck des Jugoslawienkriegs, um künftig schneller auf große Fluchtbewegungen reagieren zu können. Sie ermöglicht es, Geflüchtete – jenseits des individuellen Asylverfahrens – kollektiv und europaweit aufzunehmen. Angesichts des russischen Angriffs greift die EU nun erstmals auf diesen Mechanismus zurück.

Auch in Österreich und Deutschland erhalten ukrainische Geflüchtete auf dieser Grundlage nicht nur unkompliziert eine Aufenthaltserlaubnis, sondern auch Zugang zu Sozialleistungen, zum Bildungssystem und eben auch zum Arbeitsmarkt.
Zustimmung findet dieses Vorgehen und insbesondere die Maßnahmen zur schnellen Integration der Ukrainerinnen und Ukrainer in den Arbeitsmarkt sowohl bei Wirtschaftsverbänden, als auch bei Gewerkschaften.
»Unser Ziel ist es, die Hürden am Arbeitsmarkt so weit wie möglich aus dem Weg zu räumen«, so der Präsident der österreichischen Wirtschaftskammer Harald Mahrer. Dem pflichtet Landwirtschaftskammer-Präsident Josef Moosbrugger bei und wünscht sich einen raschen Zugang zum österreichischen Arbeitsmarkt, »da die Ernte bei einigen Kulturen bereits losgeht«. Händeringend nach Arbeitskräften sucht auch das deutsche Handwerk. »Aus der Ukraine kommen Menschen, die was draufhaben. Und die können wir gut gebrauchen«, heißt es deshalb von Hans Peter Wollseifer, Präsident des Zentralverbandes des Deutschen Handwerks. Auch ÖGB-Präsident Wolfgang Katzian stellt sich ausdrücklich hinter die Maßnahmen der Regierenden. »Wir begrüßen, dass diese gewaltsam aus ihrer Heimat Vertriebenen temporär den vollen Zugang zum Arbeitsmarkt erhalten«, so Katzian.
Die deutschen Gewerkschaften rufen in einer gemeinsamen Stellungnahme mit der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA) dazu auf, möglichst schnell weitere Schritte zu ergreifen, um den Angekommenen den Weg in die Arbeitswelt zu erleichtern. »Die Unternehmen, Betriebs- und Personalräte stehen bereit, ihren Anteil zu tragen, diese Menschen aufzunehmen, aus- und fortzubilden und in den Arbeitsmarkt zu integrieren», heißt es zudem in der Erklärung der Sozialpartner.

Neben der generellen Unterstützung des Regierungskurses gibt es aus den Gewerkschaften jedoch auch mahnende Worte.
»Während der zurückliegenden Flüchtlingswellen hat sich gezeigt, dass Geflüchtete häufig in prekäre Arbeitsverhältnisse abgedrängt worden sind – zumeist wegen der Sprachbarriere oder auch wegen fehlender Qualifikationen und dergleichen«, beklagt etwa der Vorsitzende der Dienstleistungsgewerkschaft ver.di, Frank Werneke, gegenüber der Funke-Mediengruppe. Gerade in der von der deutschen Bundesregierung zuletzt beschlossenen Anhebung der Verdienstgrenze bei Minijobs sieht Werneke ein großes Risiko. Die prekären Beschäftigungsverhältnisse würden so massiv ausgeweitet – mit allen Nachteilen für die Betroffenen. »Das werden häufig auch Geflüchtete sein«, so der Gewerkschafter.
Eine Befürchtung, die auch der ÖGB teilt. »Wir haben leider Erfahrungen, wie mancherorts mit Menschen umgegangen wird, die auf Grund ihrer persönlichen Situation bereit sind, beinahe alles zu tun, um Geld zu verdienen. Daher bedarf es eines besonderen Schutzes für die Betroffenen, entsprechender Kontrollen und scharfer Sanktionen für Betriebe, die glauben, das ausnützen zu müssen«, fordert Katzian und gibt sich kämpferisch. »Wer glaubt, mit dem Schicksal von vertriebenen Menschen Lohn- und Sozialdumping zu betreiben [sic!], bekommt es mit uns zu tun.«

Die gewerkschaftliche Sorge, dass Unternehmen die Not der Kriegsflüchtlinge ausnutzen, um billige Arbeitskräfte zu rekrutieren, sind mehr als berechtigt. Schon heute arbeiten Ukrainerinnen und Ukrainer in Österreich überproportional häufig in niedrigqualifizierten und schlecht bezahlten Bereichen, zum Beispiel in der Gastronomie oder als Erntehelfer. Der Beschäftigtenskandal beim Maskenhersteller Hygiene Austria oder die im Zuge der Corona-Pandemie öffentlich thematisierten Arbeitsbedingungen von Paketzustellern bei Amazon in Wien zeigen die Mechanismen von Lohnraub und Umgehung gesetzlicher Regelungen bei der systematischen Ausbeutung migrantischer Arbeitskraft.
Sowohl in Deutschland als auch in Österreich sind die Geflüchteten zudem auf die Grundsicherung angewiesen. Diese Kombination von niedrigen staatlichen Leistungen bei gleichzeitigem unbeschränkten Zugang zum Arbeitsmarkt steigert den Druck, jede verfügbare Arbeit anzunehmen.

Wenig überraschend sind es daher vor allem Branchen, die aufgrund der dort vorherrschenden prekären Arbeits- und Lohnbedingungen seit langem über einen Mangel an Arbeitskräften klagen, in denen die Anwerbung ukrainischer Neuankömmlinge diesseits und jenseits der Alpen auf Hochtouren läuft. Salzburger Gastronomen schalten Stellenanzeigen auf Ukrainisch und bieten neben einem Arbeitsplatz auch gleich eine Unterkunft an, ein privater Pflegeheimkonzern sucht unter den Geflohenen nach 2000 neuen Beschäftigten, eine Friseurkette in Berlin wirbt damit, neue Mitarbeiter zusätzlich bei Sprachproblemen zu unterstützen und die Vorarlberger Tourismusbranche bietet ukrainischen Geflüchteten Einstiegskurse an, in denen »die Grundlagen für Hilfsjobs in der Küche, im Service und beim Zimmer Reinigen gelehrt werden«. Immer öfter weisen ehrenamtliche Helfer auch auf die Gefahr zwielichtiger Arbeitsangebote direkt an Bahnhöfen und Notunterkünften hin.

Vielerorts berichten Lokalzeitungen gerade zu euphorisch über die neuen Arbeitskräfte für regionale Unternehmen. Zum Beispiel in der Kreisstadt Lahr im Schwarzwald. »Für uns sind die Flüchtlinge aus der Ukraine eine große Chance«, diktiert etwa Jonas Kenk, Betreiber eines Pflege-Zentrums in der Region, der Lahrer Zeitung. Bei ihm wären bereits erste Geflüchtete im Einsatz. Er gibt zudem Einblick in die Rekrutierungsmethoden der Unternehmen. Man sei schon früh mit Flüchtlingen in Kontakt getreten, denn im familieneigenen Landhotel habe man 25 Ukrainer aufgenommen. Mit der Auswahl des Arbeitskräftematerials ist Kenk trotzdem nicht ganz zufrieden: »Den Wunschtyp der ledigen Krankenschwester findet man selten«, so der wählerische Unternehmer.

Eigentlich wären die Voraussetzungen für ukrainische Arbeitskräfte, auch in qualifizierten Tätigkeiten Fuß zu fassen, gut. So weist Olga Pindyuk vom Wiener Institut für Internationale Wirtschaftsvergleiche auf das höhere Bildungsniveau in der Ukraine und die hohen beruflichen Qualifikationen hin, die viele Geflüchtete mitbringen. »Ich gehe davon aus, dass eher Frauen im erwerbsfähigen Alter auf der Flucht sind, die höher gebildet sind, Fremdsprachen sprechen und sich auch schneller zur Flucht entschieden haben«, so Pindyuk. Das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesagentur für Arbeit (IAB) geht nach vorläufigen Schätzungen davon aus, dass etwa die Hälfte der in Deutschland angekommenen Geflüchteten über einen Hochschulabschluss verfügen und weitere 25 Prozent über einen höheren Schulabschluss, was in etwa dem Durchschnitt in der Ukraine entspricht.
Zudem ist auch in der Ukraine der Anteil des Dienstleistungssektors am Arbeitsmarkt hoch. Viele der Ankommenden verfügen deshalb über eine gefragte Berufsqualifizierung in Bereichen, die seit Jahren einen Mangel an Fachkräften beklagen. IAB-Forscher Herbert Brücker spricht von einem »breiten Spektrum, von Erziehungs- und sozialen Berufen über technische Jobs bis zu kaufmännischen«.

Dennoch dürften die meisten ukrainischen Geflüchteten zunächst in Helfertätigkeiten im Niedriglohnsektor und in unsicheren Beschäftigungsverhältnissen wie der Leiharbeit, Werkverträgen und Minijobs landen. Die Gründe dafür sind neben mangelnden Sprachkenntnissen, dass viele Ukrainerinnen aus hochqualifizierten Berufen stammen, die stark reglementiert sind – wie Lehrerin oder Erzieherin – und sich für die Anerkennung ihrer Abschlüsse erst weiterbilden oder komplett neu ausbilden lassen müssen. Viele Betroffene »werden deshalb unter ihrer Qualifikation arbeiten«, prognostiziert Herbert Brücker.
Eine Einschätzung, die auch Arbeitsrechtsanwalt Martin Bechert im Interview mit der deutschen Tageszeitung *Die Welt* teilt: »Viele Unternehmer sehen die ukrainischen Flüchtlinge einfach als billige Arbeitskräfte. Meine Befürchtung ist, dass ihre Notsituation ausgenutzt wird und viele Firmen die Ukrainer nicht etwa als qualifizierte Arbeitnehmer beschäftigten, sondern sie vergleichsweise weniger Geld bekommen und unter Wert arbeiten müssen.«

Tatsächlich sind bereits jetzt beispielsweise Frauen, die in der Ukraine als Ärztinnen tätig waren, als Pflegehelferinnen in Altenheimen im Einsatz. Gerade in der Pflege ist die Ausbeutung ukrainischer Arbeitskräfte bereits lange Realität und dürfte sich durch Krieg und Flucht weiter verschärfen. Seit Jahren spielen Pflegehelferinnen aus der Ukraine eine tragende Rolle insbesondere in der häuslichen Pflege. Als sogenannte »Live Ins« in der 24-Stunden-Pflege betreuen sie ihre Patientinnen beinahe rund um die Uhr unter katastrophalen Arbeits- und Lebensbedingungen. Angeworben werden sie meist von speziellen Agenturen mit Sitz in Polen. Von diesen werden sie auf Basis der EU-Entsenderichtlinie in westeuropäische Privathaushalte vermittelt. Ausbeutung, weitgehende Entrechtung, Arbeitszeit- und Lohnbetrug sind die Grundlagen des Geschäftsmodells der Agenturen. Während den Angehörigen mehrere tausend Euro in Rechnung gestellt werden, die in die Taschen der Agenturen fließen, werden die Betroffenen mit Hungerlöhnen abgespeist.
Nachdem es aufgrund der prekären Bedingungen den Agenturen zuletzt immer schwerer fiel, Arbeitskräfte anzuwerben, haben sie nun ein neues lukratives Geschäftsmodell für sich entdeckt: Die Vermittlung ukrainischer Kriegsflüchtlinge in die häusliche Pflege.

---

*Stefan Dietl ist Autor und Journalist - zuletzt erschien von ihm das Buch »Die modernen Wanderarbeiter*innen. Arbeitsmigrant*innen im Kampf um ihre Rechte« im Unrast Verlag*

Oben links, unten rechts

UNTEN ist ein Film zwischen Coming-of-Age eines Gastarbeiter-Kindes und Jugoslawien-Doku, zwischen Versprechen auf ein besseres Leben und Kriegstrauma. Notizen zum Film von *Melanie Letschnig*.

Wo unten ist, ist Sache der Perspektive. Nicht immer suchen wir sie uns aus. Manchmal wird eine*r von den äußeren Bedingungen gezwungen, Position zu beziehen und vom neuen Standpunkt auf die Dinge draufzuschauen, sich dazu zu verhalten. Manchmal – ob freiwillig oder unter Druck – verschiebt sich das Subjekt/Objekt der Anschauung mit der eigenen Bewegung – eine Parallaxe, nicht als Effekt, sondern ganz real. Und oft geraten die unterschiedlichen Konzepte der Perspektivierung durcheinander und müssen entwirrt werden.



Bild: Djordje Čenić / Hermann Peseckas

Ein eindrückliches Beispiel für dieses Gemisch ist Djordje Čenićs Dokumentation UNTEN[1] (AT, 2016), in der er – als Regisseur und Protagonist in Personalunion – seine Biographie als 1975 in Linz geborenes Kind von Gastarbeiter*innen aus Uzdolje (Norddalmatien), heute Kroatien, rekonstruiert. It's complicated und das macht der Film deutlich.

Wiener Straße, Substandard, Gastarbeiterji

Es beginnt mit Vogelgezwitscher an einem sonnigen Tag, die Kamera filmt, wie der Protagonist sich auf ein baufälliges Haus zubewegt und es betritt. Das Voice-over setzt ein, er berichtet, dass das zerstörte Haus – so viele Glassplitter, am Boden verstreut zerfetzte Bücher – seine Schule gewesen wäre, wäre er nicht in Österreich aufgewachsen. Er klaubt einen handgeschriebenen Aufsatz vom Boden auf, »Kosovo, 24. 12. 1980«, eine kurze Geschichte Jugoslawiens, die Djordje Čenić, der später Geschichte in Salzburg studieren wird, im Laufe des Films genauer betrachtet. Dass diese Geschichte schon vor Djordjes Geburt mit Österreich verwoben ist und wie sich bestimmte Muster wiederholen. Muster der Ausbeutung zum Beispiel.

Pöstlingberg Linz. In breitestem Oberösterreichisch kommentiert Djordje eine Karte der Stadt und bleibt mit dem Finger bei der VOEST stehen, sie ist wichtig für seine Familie. Als sich die Eltern in den 1970er Jahren fix in Linz ansiedeln, um Geld zu verdienen und eine Familie zu gründen, leben aufgrund diverser Maßnahmen zur »Anwerbung von Arbeitskräften« aus dem Ausland bereits Hunderttausende Gastarbeiter*innen in Österreich.[2] Zu Beginn sind es die Männer, die hier »gutes Geld« verdienen, um die Familien im Herkunftsland zu unterstützen. Aber Milica, Djordjes Mama, sagt selbstbewusst in die Kamera, dass für sie nie in Frage kam, nach der Hochzeit in Jugoslawien zu bleiben. Sie macht Karriere in Österreich, von der Arbeiterin zur Vorarbeiterin bis zur Produktionsmanagerin. Rajko, Djordjes Vater, kommt zum ersten Mal auf die Idee, im Ausland zu arbeiten, als ein Schulkollege mit einem Audi aus Deutschland zurückkommt. Die Verbesserung der eigenen Lebensumstände beginnt für ihn aber schon in Jugoslawien, konkret in der Stadt in Slowenien, wo der Lebensstandard während des Kommunismus höher ist. 1972 bekommt er Arbeit als Betriebsschlosser in der von Djordjes zuvor per Karte hervorgehobenen VOEST, ein Staatsbetrieb, berufliche Sicherheit, gute Bezahlung, Versicherung, noch desolate Wohnverhältnisse. Den Gastarbeiter*innen werden zum Wohnen jene Baracken zugeteilt, in denen während des Zweiten Weltkriegs die Zwangsarbeiter*innen untergebracht waren. Als der Vater Nachtarbeiter wird, darf er ins »VOEST-Hotel« ziehen und bekommt dort ein kleines Zimmer zugewiesen. Als die Kinder da sind, erfolgen zahlreiche Umzüge. Irgendwann eröffnet sich die Möglichkeit, in eine schwer renovierungsbedürftige Gemeindewohnung zu ziehen. Beziehungen zu einem politischen Funktionär haben das ermöglicht. Dafür vermittelt ihm die Familie eine Ferienwohnung in Jugoslawien. Typisch österreichisch.

An einer Stelle zum Schluss des Films sagt Djordje, dass die, die zuhause bleiben, immer glauben, denen im Ausland geht's automatisch gut, weil sie im Ausland sind. Aber so einfach ist das nicht. Das macht diese Filmbiographie deutlich. »Man schätzt Österreich, kann es aber nicht lieben, weil man selbst nicht Teil davon werden kann«, sagt Rajko Čenić auf Serbisch und thematisiert damit auch, dass Diskriminierung an der Tagesordnung steht. Wieviel mehr eine*r leisten muss, um in guten Verhältnissen leben zu können. Wie österreichischer eine*r sein muss, um von der Gesellschaft anerkannt zu werden. Für die Familie bedeutet das auch Urlaub im Salzkammergut, Skifahren, ein Faible für die *Löwingerbühne* und das Tragen von österreichischem Trachtengewand, das von der jugoslawischen Verwandtschaft – ganz zu Recht – auf den ersten Blick als Uniform identifiziert wird. In Djordjes Fall bedeutet das mit Beginn der schulischen Laufbahn auch Demütigung: »oben« in Österreich als nur eines von zwei ausländischen Kindern in der Volksschulklasse, »unten« in Jugoslawien, wenn er beim »Partisanen & Faschisten«[3]-Spielen den Nazi geben muss, weil Švabo. In der Schule gibt es muttersprachlichen Zusatzunterricht, aus heutiger Sicht ein edukativer Luxus. 1982 wird er zum Tito-Pionier vereidigt, eine durchaus schillernde Facette eines kindlichen Lebens in Österreich, im Nachhinein des Films fast humoresk zu lesen. Er ist stolz. Später Gymnasium, Klassensprecher, die Einbindung in die Community in Linz ist wichtig für die Familie, freiwillige Nachmittagsbetreuung der Mitschüler*innen, Theater, Sport, das Verbessern der deutschen Sprachfähigkeiten mit dem Nachrappen von Falcos »Amadeus«. Und politischer Aktivismus. In der Pubertät entdeckt der an sich links eingestellte Djordje, dass er Serbe, nicht Kroate ist. Überhaupt entdeckt Djordje über die Rockmusik aus der alten Heimat seine Roots (»Ich entdeckte den Jugo in mir«). Später schlagen nationalistische Tendenzen durch, was »unten« anbelangt, Djordje spricht ganz offen darüber. Es ist nicht angenehm, ihm diesbezüglich zuzuhören, aber es ist Teil seiner Biographie. Und es wäre seltsam, würde er diese Phase verschweigen. Die Widersprüche, die in ihm amalgamieren, als Gastarbeiterkind auf dem Weg in ein so genanntes besseres Leben und als Jugendlicher, der seine Wurzeln sucht, fasst er an einer Stelle, was seine politische Einstellung anbelangt, so zusammen: Er erkannte, dass er »oben links, unten rechts.« war. Und studierte eben später Geschichte.

Das Material, mit dem der Film arbeitet, ist reich. Unzählige Archivaufnahmen präsentieren ein akribisch dokumentiertes Leben und erleichtern so im Einklang mit den extra für den Film gedrehten Ausschnitten die Rekonstruktion.

Mit Ausbrechen des Krieges setzt das Trauma ein. In einer sehr eindrücklichen Szene berichtet der Großvater, wie »sie« aufs Grundstück kommen, ihn ausfragen, sein Leben bedrohen und wissentlich das Haus anzünden, in dem sich seine gehunfähige Frau befindet, er sie rettet und beide zuschauen, wie das Feuer alles vernichtet. Djordje filmt seinen Opa im Close-up, wie er schaut, wenn er das erzählt, Pausen macht, wie alt er plötzlich aussieht im Vergleich zu der Szene, in der er aus früheren Zeiten berichtet. Später wird die Leiche von Milicas Mutter exhumiert, nach Hause gebracht und beklagt. In diesen Momenten schließt der Film Kollektiverfahrungen wie Kriegstrauma als etwas Singuläres auf, intim, schwer anzuschauen.

Dass der Film zu einem Happy End findet, hat er dem sich auch über die gesamten 87 Minuten ziehenden optimistischen Ton des Protagonisten zu tun. Und dem Humor. Als die Familie das mit dem in Österreich hart erarbeiteten Geld zerstörte Haus in Ex-Jugoslawien besucht, gibt es eine Szene, in der Oma, Sohn und Enkel in einem in Schutt und Asche gelegten Raum hocken, der einmal ein Badezimmer hätte werden sollen. Der Kleine muss aufs Klo. Djordje stellt ihm den Rest einer Klomuschel hin, woraufhin der Sohn wissen möchte, ob die Polizei komme, wenn er da reinpieselt. Darauf der Vater auf Serbisch: »Das ist unser Haus. Niemand kann uns verbieten, in unser Klo zu pinkeln.« Ein Beispiel dafür, wie Pläne und Lebensentwürfe nie ihre Gültigkeit verlieren, selbst wenn sie vom Krieg zerfetzt wurden.

In dritter Generation kehrt Djordje mit Frau und Kindern und seinen Eltern immer wieder zum Großvater nach Uzdolje zurück, wo die Familie den Rohbau des Onkels fertiggestellt hat, nachdem dieser im Krieg Richtung Kroatien flüchten musste. Das Leben findet zwischen Oben und Unten statt und schaut selbstbewusst in beide Richtungen. »Unten«, und das ist das Besondere an der Sicht des Films, bezeichnet also nicht nur die schwierigen Verhältnisse, aus denen sich die Familie Čenić in Österreich nach oben arbeitet. Unten bezeichnet auch die nie gekappte Verbindung in die frühere Heimat, in der das Leben genauso weitergeht wie oben, nur eben anders. Anders als vor dem Krieg, nicht nach Plan und trotzdem und deswegen gut.

---

[1] Gemeinsam mit Hermann Peseckas.

[2] vgl. Volkshilfe – Flüchtlings- und MigrantInnenbetreuung OÖ/migrare – Zentrum für MigrantInnen OÖ (Hrsg.): Begleitheft zur Ausstellung *Gekommen und geblieben. 50 Jahre Arbeitsmigration*. Linz 2014, S. 9. Allein im Großraum Linz arbeiteten 1973 13.000 Gastarbeiter*innen. a.a.O., S. 10.

[3] Eine Version von »Räuber & Gendarm«, so erklärt es der Regisseur im Film.

Melanie Letschnig lehrt Filmtheorie und -analyse am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft in Wien und Deutsch als Zweitsprache in einem Programm für Langzeiterwerbslose. Demnächst erscheint ihr Artikel über die Darstellung von prekären Arbeits- und Lebensverhältnissen im österreichischen Kino.

Screening: UNTEN

UNTEN wird am **9. Juni auf der Eleonore in Linz**, einem Schiff in der Traun-Donau-Mündung und in unmittelbarer Nähe zur Voest gelegen, gezeigt. **Bei Interesse mehr Infos und Anmeldung:** *office@stwst.at*

Auf dem Nebenkriegsschauplatz

Svenna Triebler über das Heißlaufen des Feuilletons anlässlich des Ukrainekriegs und die Angst vor der »Verweichlichung des Westens«.

In Krisenzeiten laufen die Meinungshabenden im sogenannten Land der Dichter und Denker zuverlässig zur Höchstform auf – was üblicherweise bedeutet, unter Beweis zu stellen, dass die oftmals nicht allzu hoch ist. Zuzugeben, dass man dem Grauen des Ukrainekriegs in erster Linie reichlich hilflos gegenübersteht, ist für viele offenbar schon zu viel verlangt.

Brief zu, es zieht!

Einigermaßen ehrlich ist immerhin der in der Zeitschrift »Emma« veröffentlichte offene Brief, in dem eine Reihe deutscher Talkshow-Dauergäste und sonstige Geistesgrößen vom Kaliber der Springer-Lieblinge Dieter Nuhr und »Emma«-Herausgeberin Alice Schwarzer die Regierung auffordern, auf die Lieferung schwerer Waffen an die Ukraine zu verzichten. Die darin geäußerte Furcht vor einer atomaren Eskalation ist nachvollziehbar – ob Stillhalten und Wegducken allerdings die richtige Strategie gegen die russischen Großmachtsträume ist, die sich erklärtermaßen weit über die Ukraine hinaus erstrecken und auch das Territorium der EU nicht ausnehmen, sei dahingestellt.
Die Unterzeichnenden offenbaren hier ungefähr so viel Haltung wie Zeugen eines rassistischen Angriffs in der Straßenbahn, die sich lieber raushalten, statt dem Opfer zur Hilfe zu kommen, weil sie fürchten, sonst selbst verprügelt zu werden. Schon irgendwie verständlich, aber sicher keine Sternstunde der Ethik.
Damit das nicht so auffällt, müssen daher noch ein paar wohlklingende Worte her, etwa der Aufruf »zu einem Kompromiss, den beide Seiten akzeptieren können«. Wie ein Kompromiss zwischen einem Aggressor, der dem Angegriffenen das Existenzrecht abspricht, und einem Land aussehen könnte, das nun mal existieren möchte, wird leider nicht beantwortet.
Was natürlich auch nicht fehlen darf, ist, dem Opfer mindestens eine Mitschuld zu geben: »Selbst der berechtigte Widerstand gegen einen Aggressor steht […] irgendwann in einem unerträglichen Missverhältnis«, heißt es da – was im Prinzip nichts anderes ist das altbekannte »Zu einem Streit gehören immer zwei«, wie es etwa Mobbingopfer häufig zu hören bekommen, wenn sie es wagen, sich zur Wehr zu setzen.
Dass das Ganze letztlich einer Aufforderung an die Ukraine gleichkommt, doch gefälligst zu kapitulieren, damit wir hier im Westen wieder ruhig schlafen können, hat nach allerhand öffentlicher Empörung immerhin die Schriftstellerin Katja Lange-Müller eingesehen, die ihre Unterschrift unter dem offenen Brief mittlerweile bereut. In der Zwischenzeit durften so ziemlich alle halbwegs Prominenten des Landes und natürlich ganz Twitter ihren Beitrag zur Debatte samt völkerrechtlicher Analyse zum Besten geben, welcher Umfang an militärischer Unterstützung für die Ukraine denn nun einer deutschen Kriegsbeteiligung gleichkäme (als ob sich Russland auch nur einen Deut um das Völkerrecht kümmern würde), und mittlerweile haben zahlreiche Kulturtätige, darunter etwa »Welt«-Redakteur Deniz Yücel und der »Spiegel«-Kolumnist und Allroundexperte Sascha Lobo, zum Gegenschlag ausgeholt – pardon: einen weiteren offenen Brief an Bundeskanzler Olaf Scholz unterzeichnet, in dem sie die Regierung zu Waffenlieferungen auffordern.
Die öffentliche Aufregungsmaschinerie ist also bis auf Weiteres versorgt, die Einladung in die nächste Talkshow ist gesichert und alle sind glücklich. Na ja, bis auf die Menschen in der Ukraine natürlich, aber um die geht es in der Debatte ja ohnehin nur noch am Rande.

The Pen Is Mightier Than The Sword

Dass man das Kreisen um die eigenen Befindlichkeiten noch weiter auf die Spitze treiben kann, bewiesen ein paar Wochen zuvor bereits einige Herrschaften, denen das Wichtigste unübersehbar nicht die Weltlage, sondern die Angst vor dem Verlust ihrer Privilegien ist. Für diese Sorte Mann ist nicht etwa der schwulenfeindliche Mackertyp im Kreml der Hauptschuldige am Krieg, sondern der verweichlichte Westen mit seinem Feminismus und Gendergaga.
Wenig überraschend gehört zu dieser Riege der »Welt«-Chefredakteur Ulf Poschardt, der am Tag nach dem Überfall auf die Ukraine heldenhaft an die publizistische Front zog: »Die Freiheit wird nicht am Tampon-Behälter in der Männertoilette verteidigt.« Da wird Putin sicher vor Angst schlottern, der bekanntlich nichts mehr fürchtet als transfeindliche Großmäuler.
Aber nicht nur der weit rechtsoffene Springer-Verlag, sondern auch das liberale Feuilleton schickte seine alternden weißen Männer in den Kampf gegen den Feind bzw. die Feindin im Inneren; allen voran den »SZ-Magazin«-Autor Tobias Haberl, der zufälligerweise gerade ein Buch über den »gekränkten Mann« zu vermarkten hat und in einem Gastbeitrag im »Spiegel« zwar nicht schlüssig zu erklären vermag, warum es für ihn an Wehrkraftzersetzung grenzt, wenn Männer E-Bike fahren und gepunktete Socken tragen, dann aber immerhin doch zum Punkt kommt, was ihn eigentlich umtreibt: Wären die Kerle nämlich endlich wieder männlicher (oder was immer er dafür hält) »wäre [nebenbei] die Gefahr gebannt, dass sich Frauen zu einer Art dominanter Mutter entwickeln, die ihre Männer zwar liebenswert, ja sogar wahnsinnig hilfreich finden – ‚er ist so toll mit den Kindern' –, aber keinerlei erotisches Interesse mehr an ihnen haben.«
Womit immerhin geklärt wäre, worin die Kränkung dieses speziellen Mannes liegt – nicht aber, warum es ihm nicht peinlich ist, damit hausieren zu gehen, dass sich seine erotische Anziehungskraft offenbar in Grenzen hält, und was um alles in der Welt das wiederum mit Russland und der Ukraine zu tun hat. Außer natürlich, dass diese Herrschaften, die jetzt eine neue (alte) männliche Härte gegen Putin in Stellung bringen wollen, so viel mit dessen hypermaskulinen Selbstinszenierungen und Verachtung für den »verweiblichten« und »verweichlichten« Westen gemein haben, dass es ihnen eigentlich egal sein könnte, wenn ganz Europa unter russische Herrschaft geriete, unter der Schwulsein verboten und häusliche Gewalt praktisch straffrei wäre.

Fossilien des Feuilletons

Wer allerdings glaubt, mit derlei, nun ja: Denkfiguren wäre schon der Gipfel publizistischer Schamlosigkeit erreicht, hat nicht mit Björn Lomborg gerechnet. Der schreibt wiederum für die »Welt«, und wie es sich für das inoffizielle Zentralorgan der Neuen Rechten trumpistischen Zuschnitts gehört, sind Fakten zweitrangig – wo es nicht reicht, diese zu verdrehen, muss eben eine offene Lüge her: »Vor lauter Klima-Obsession hat der Westen andere Gefahren ignoriert«, schreibt Lomborg, und heißer als diese These ist derzeit eigentlich nur der indische Subkontinent, der zum Zeitpunkt der Niederschrift dieser Zeilen mit Temperaturen um die 50 Grad noch vor Beginn des Sommers an die Grenze der Bewohnbarkeit gelangt.
Kontrafaktisch ist die Behauptung gleich in doppelter Hinsicht: Zum einen ist die einzige »Klima-Obsession« weit und breit diejenige in Lombergs Hirn – in der Welt außerhalb seines Kopfes hat (nicht nur) Deutschland in den vergangenen Jahren den Klimaschutz nicht nur einfach verschlafen, etwa durch mangelnde Förderung der erneuerbaren Energien und fehlenden Willen zu einer echten Verkehrswende, sondern regelrecht sabotiert: Man denke nur an Abstandsregelungen für Wohngebäude, die den Bau neuer Windräder praktisch unmöglich machen, oder die Vertagung des Kohleausstiegs auf 2038 - also acht Jahre, nachdem laut einer Prognose des Club of Rome die globale Nahrungsmittelversorgung zusammenbrechen wird, wenn nicht unverzüglich drastische Maßnahmen zum Abbremsen der Erderhitzung unternommen werden. Und gerade einmal drei Wochen vor dem Beginn des russischen Angriffs auf die Ukraine stufte die EU, vor allem auf deutschen Druck hin, Erdgas als »nachhaltige« Energiequelle ein. Womit wir beim zweiten Punkt wären, dass es nämlich gerade die politisch gewollte Abhängigkeit von russischem Öl und Gas ist, die zum einen den Krieg finanziert und zum anderen Russland so sicher machen konnte, dass die europäischen Staaten sich lieber vornehm zurückhalten würden.

Mit Tempo 200 in den Abgrund

Anders als von ihrer Wichtigkeit überzeugte Brief(unter)schreiber*innen und narzisstisch gekränkte Männer bringt Lomberg, wenn auch auf denkbar verquerste Weise, somit immerhin die zwei großen Krisen unserer Zeit zusammen und auf jenen Punkt, an dem sich tatsächlich ansetzen ließe, um die russische Aggression zu stoppen – und ganz nebenbei endlich die längst überfällige Notbremsung in Sachen Klima einzuleiten.
Nicht zufällig waren Fridays for Future unter den ersten, die Großdemonstrationen gegen den Krieg organisierten. Und ebenfalls nicht zufällig sind sie so ziemlich die einzigen, die statt hilflosen Friedensappellen die konkrete und sinnvolle Forderung nach einem schnellstmöglichen Ausstieg aus den fossilen Energien zu bieten haben.
In einer vernünftiger eingerichteten Welt wäre der freilich ohnehin längst in vollem Gange oder hätte die deutsche Regierung zumindest direkt nach Kriegsbeginn mindestens so viel Geld für die Energiewende lockergemacht wie die 100 Milliarden (!) Euro, die sie der Bundeswehr ohne konkreten Verwendungszweck zukommen lässt. Leider leben wir jedoch ausgerechnet in jenem Seitenstrang des Multiversums, in dem ein menschenfeindliches Wirtschaftssystem, politische Bräsigkeit[1] und (allen feuilletonistischen Abgesängen zum Trotz) Seilschaften alter weißer Männer[2] mit besten Gazprom-Connections zusammentreffen und damit die Welt weiter in die geo- und klimapolitische Sackgasse treiben – ohne erkennbaren Willen zur Umkehr.
Denn zurück wollen alle hier Angesprochenen – ob Politik, Offene-Brief-Unterzeichnende oder von Kastrations- und Veränderungsängsten geplagte Zeilenschinder – einzig und allein zu einem illusorischen Status quo ante; in eine Zeit, als man gute Geschäfte mit Russland noch als Friedensprojekt vermarkten konnte, »Männer noch richtige Männer, Frauen noch richtige Frauen und kleine pelzige Wesen von Alpha Centauri noch richtige kleine pelzige Wesen von Alpha Centauri«[3] waren und man noch mit 200 Sachen über die Autobahn brettern konnte, ohne dass einem irgendwelche Gören ein schlechtes Gewissen machten, weil sie noch ein paar Jahrzehnte auf diesem Planeten leben wollen.
Wer sich das Morgen nur als aufgewärmtes Gestern vorstellen kann – ohne zu begreifen, dass dieses auch schon vor Krieg und Spürbarwerden der Klimakrise kein so supertolles war –, ebnet stattdessen den Weg in eine Zukunft, für die die heutigen Kriege und Katastrophen nur einen geradezu verhaltenen Auftakt darstellen. Und die Begleitmusik dazu liefert das Aufblasorchester des Feuilletons, für das sich lautstarke Rechthaberei nun mal mehr auszahlt als die Suche nach Lösungen.

---

[1] Für Nicht-Norddeutsche: mit dümmlicher Selbstzufriedenheit gepaarte Trantütigkeit

[2] Der Begriff »Korruption« für so etwas ist für Länder außerhalb des »westlichen Wertekanons« vorbehalten.

[3] Douglas Adams: »Per Anhalter durch die Galaxis«

Svenna Triebler lebt in Hamburg und schreibt für die Zeitschriften Konkret *und* Jungle World.

Ein »revolutionäres Schreibtischsubjekt«

Klaus Bittermann hat unlängst eine Biografie über den Ideologiekritiker Wolfgang Pohrt geschrieben, *Chris Weinhold* bespricht sie für uns.

Es ist ein Glück, mit Bittermann einen Biografen zu lesen, der nicht nur Zugriff auf viele bisher unveröffentlichte Schriften und Briefe des 2018 verstorbenen Wolfgang Pohrt hat, sondern selbst Adressat nicht weniger der Briefe gewesen ist und damit auch etwas anzufangen weiß. Bittermann, der über mehrere Dekaden Pohrts Verleger war, bewahrt dessen Impuls gegen das Unglück des »ungelebten Lebens« im »Spätkapitalismus«, statt mit einer Biografie bloß Schlüssellochgucker auf die Frage hin zu beliefern, wie *der* denn so war - also *menschlich*?

Bild: Edition Tiamat

Klaus Bittermann

Pohrt wurde am 5. Mai 1945 im Kreis Torgau in Sachsen geboren. Von dort zog seine Mutter mit ihm ins Badische, wo er vaterlos als sogenannter »Ostflüchtling« aufwuchs und früh lernte, welche »Gelüste« Fremde bei den »Landsleuten« wecken. Mit 19 haut er ab nach Berlin und verdingt sich als Hilfsschlosser bei Siemens, was nicht lange gut gehen konnte, weil ihm die Zukunft dort wie ein »Tod auf Raten« erschien. Um dem zu entgehen und sich der Frage zu nähern, warum sich die Menschen mit dieser Art Zukunftslosigkeit zufrieden geben, holte er auf der Abendschule das Abitur nach und wollte anfangs Psychologie studieren. In den späten 60ern studierte Pohrt allerdings Soziologie in Frankfurt am Main und bewegte sich im SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund) neben Leuten wie Hans Jürgen Krahl und KD Wolf. Er war also, wenngleich in zweiter Reihe, Teil dessen, was er selbst die »Protestbewegung« nannte. Bittermann bezeichnet diese Zeit als Moment, »in dem Theorie, wenn auch nicht die Massen, so immerhin die Studenten« ergriffen hat. Als dann die Bewegung in Lifestyle und den Marsch durch die Institutionen überging, verbarrikadierte sich Pohrt hinter Marx' Grundrissen und versuchte entlang der Kategorie des Gebrauchswerts herauszuarbeiten, welche Voraussetzung Revolutionstheorie hat.

Darauf näher einzugehen, ist wichtig, weil diese »spekulative Marxinterpretation« – immerhin seine Dissertation – zwar auch in den späteren Texten den Hintergrund bildet, doch nicht immer explizit angeführt wird. Wohl, weil ihm die »Marxologie« selbst immer suspekter wurde und etwas sperriger das Tempo bremst, mit dem Pohrt-Texte sonst nach vorn preschen. Wahrscheinlich geht auch Bittermann deswegen nicht ganz so ausführlich darauf ein, was verständlich ist, wenngleich schade, weil so vielleicht noch ein paar mehr Missverständnisse über Pohrts »Theorie« hätten ausgeräumt werden können. Pohrt ging mit seiner *Theorie des Gebrauchswerts*, so der Titel seiner Dissertation, auf Konfrontationskurs mit dem Marxismus als Wissenschaft vom Wert und den Linken, die glaubten, man könne den Dingen ihre Tauschform einfach abstreifen und übrig bleibt der Gebrauchswert als unmittelbare Nützlichkeit, frei von Kalkül und Makel der kapitalistischen Warengesellschaft. Gegen diesen Gebrauchswertfetischismus, der die eigene »verkorkste Bedürfnisstruktur als Wünschelrute nimmt«, setzte Pohrt die Bestimmung des Gebrauchswerts in den sich unterscheidenden Formen des »trivialen« und »emphatischen« Gebrauchswerts. Während ersterer die bloße Reproduktion des Lebens umreist, so steht letzterer für die objektive Möglichkeit, anders mit den Dingen zu verfahren, sodass »Menschen wie Dinge zu ihrem Recht gelangen, indem die Menschen einander und den Dingen mit der Souveränität gegenübertreten, welche die Haltung des gewalttätigen Plünderers entbehrlich macht.« Damit wird der »emphatische Gebrauchswert« zum inneren Motiv und »Telos« der Kritik der politischen Ökonomie, als das, was mit den modernen Produktionsmitteln möglich wäre: die Abschaffung des Hungers und die Abschaffung der Arbeit mit dem Ziel der freien Zeit zur Entfaltung der menschlichen Sinne. Der Gebrauchswert erscheint so als Potenz, die sich einer positiven Bestimmung im Hier und Jetzt entzieht und bleibt eine negative Kategorie. Die Abschaffung des Mangels ist notwendige Bedingung einer freien Gesellschaft, aber nicht diese selbst. Wo mit immer weniger menschlicher Arbeit immer mehr Waren hergestellt werden können, wird mit dem Überfluss an Dingen eine andere Art ihres Gebrauchs möglich. Können die Menschen aber mit ihnen nichts mehr anfangen, als sich die Zeit totzuschlagen, weil die Freizeit nur die Monotonie der Arbeit fortsetzt - die ebenso Maschinen erledigen könnten -, dann herrsche eine Einheit von Elend und Überfluss. O-Ton Pohrt: »Von Menschen, die darauf abgerichtet sind, sich während des ersten Teils des Tages komplett absurd gewordene Produktionsverhältnisse gefallen zu lassen, und diese zusätzlich als Produzenten von grobem Unfug, ist nicht zu erwarten, dass sie nach Feierabend plötzlich lebendig werden.« Die Welt wird für die Menschen unbrauchbar und verdonnert sie zu »wunschlosem Unglücklichsein«. Das ist, was Pohrt die »Zerstörung des Gebrauchswerts« nennt, und die Kritik daran ist Movens seiner Texte – bis zum Ende.

Pohrt kritisierte, dass nicht der Überfluss organisiert wird, sondern die Produktion um der Produktion willen letztlich den Einzelnen überflüssig macht. Eine Nicht-Existenz: zugleich »Rentner und Zwangsarbeiter«, sei das Vorbild für den »Spätkapitalismus«, in der sich die Menschen – hier zitiert Pohrt dann Max Horkheimer - zuerst zu »Unterstützungsempfängern [verwandeln] und dann zu Gefolgschaften werden«. Welche grauenhaften Charaktere dies erzeugen kann, war zudem noch präsent an den »Landsleuten« der »unverwüstlichen Kriegsgeneration«, denen Wolfgang Pohrt zutraute, gegen das Fremde oder auch die Revolution noch aus jedem »Holzbein eine Waffe« zu werkeln.

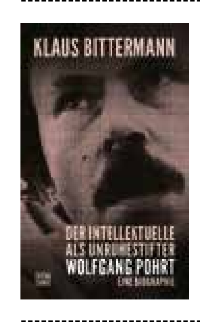
Bittermann weist darauf hin, dass gegen diese Verhältnisse sich aufzulehnen, für Pohrt eine Sache der Selbstbehauptung war, wenn man nicht emotional wie intellektuell verkümmern wollte. Und dass, wie Pohrt des Öfteren Adorno und Horkheimer zu zitieren pflegte, diejenigen, die die »Hoffnungen ihrer Jugend verraten und sich in der Welt einleben, mit frühzeitigem Verfall geschlagen würden«. Ersichtlich wird dadurch, wieso Wolfgang Pohrt jene Protestgewinnler von 68ff. scharf angriff, die durch den Verrat an ihren früheren Idealen zu Rang und Namen kamen, statt der Kumpanei mit dem Betrieb und der »Zerstörung des Gebrauchswerts« entgegenzuwirken. Bei Bittermann wiederum wird merkbar, dass es ihm um mehr geht, als um ein würdiges Andenken an einen seiner bekanntesten Autoren: Es geht um das Festhalten des vom »Hass geschärften Blicks auf das Bestehende«, den einst schon Horkheimer an Adorno hervorhob. Man ahnt in Bittermann einen der wenigen Komplizen Pohrts, der zu Lebzeiten zumeist Einzelkämpfer blieb.

Zumindest temporär bildete sich jedoch mit Eike Geisel ein Bündnis an der Pädagogischen Hochschule Lüneburg, wo er und Pohrt in den 70ern angestellt waren und gemeinsam Seminare veranstalteten. Bittermanns Buch gibt Einblicke in die kollektive Anstrengung der beiden, mit Studenten Texte von Krahl, Adorno, Weber ernsthaft und eingehend zu diskutieren, über die Flugblattaktionen der beiden gegen den Kleingeist einzelner Akademiker und auch über das Scheitern im Lehrbetrieb. In der Einleitung eines Seminarvortrags fasst Pohrt Anspruch und Realität zusammen: »Wir meinen schließlich, daß wir uns für das Privileg, an einer wissenschaftlichen Hochschule zu lehren, die Pflicht eingehandelt haben, Theorie nicht als toten Wissensstoff zu verabfolgen, sondern die aufschließende Kraft lebendiger Erkenntnis zu demonstrieren. [...] Unsere solidarische Kritik gilt eher dem Wahn als der pathischen Normalität, sie gilt eher dem aufrichtigen Interesse an praktischen Veränderungen als der losgelassenen Wissenschaftstheorie, und wir empfinden mehr Sympathie für jene Studenten, die sich jetzt dem Lehrbetrieb verweigern, als wir sie den beflissenen Versierten entgegenbringen könnten, welche der Scheinzwang bestenfalls reproduziert.« Die Stumpfheit des Betriebs zu stören, war gerade noch Zeichen der eigenen Lebendigkeit. Sich bloß nicht einfügen, war die Devise, weswegen Pohrt am Ende selbst eine feste Anstellung mit Aussicht auf eine Professur ablehnte.

Pohrt hielt sich in den 80ern mit Jobs über Wasser und fing an, Beiträge fürs Feuilleton und Kritiken über die Verfallsprodukte von 68´ zu schreiben: Die Hausbesetzerbewegung betitelt er als »Revolution der Heinzelmännchen« und hält ihnen vor, sich mittels politischer Tünche am Ende nur billigen Wohnraum ergattern zu wollen und dafür billigend in Kauf zu nehmen, dass andere in diesem Spektakel dafür draufgehen. In Texten wie *Ein Volk, Ein Reich, Ein Frieden* kritisierte er die Friedensbewegung als »nationale Erweckungsbewegung«, welche der BRD wieder den Weg zum erneuten weltpolitischen Aufplustern bereite. Auch das Dauerthema der »Zukunftsangst« kam nicht gut weg, denn sie setze voraus, es gäbe »noch eine Zukunft, vor der – oder um die – man sich ängstigen muss«. Pohrt sah darin viel mehr eine Angst vor dem Verlust von Besitz und Privilegien der Besitzenden und in ihrer »Untergangsvision« ein »Stahlbad«.

Als sich die Wiedervereinigung anbahnte und die Republikaner in den Berliner Landtag einzogen, hielt es Pohrt für angebracht, sich dem Massenbewusstsein mit einer Studie zum faschistischen Potential zu nähern. Als Feldforscher gab er noch zwei weitere, eher experimentelle »Forschungsberichte« über die Nachwendejahre heraus. Darin polemisiert er gegen die rechtsextremen Schlägerbanden und die Hetze gegen Asylsuchende auch in der sogenannten »Mitte« der Gesellschaft. Dagegen hatte auch die Linke nichts aufzubieten; der Versuch von der Zeitschrift Konkret mit einem Kongress zur Frage »Was tun?« die Kräfte zu bündeln und die Kritik zu schärfen, war für Pohrt ein Flop. Bittermann stellt heraus, dass für Wolfgang Pohrt dieser Kongress den endgültigen Bruch mit der Vorstellung markiert, es ließe sich von der Linken noch irgendetwas erwarten. Fortan konstatierte Pohrt vor allem einen Zerfall der Gesellschaften in Rackets, Banden. Entgegen jedoch den Stimmen, die Pohrt sodann als Renegaten gescholten haben, hat er jene Tendenz hin zur Gangsterherrschaft bereits in der *Theorie des Gebrauchswerts* kritisiert.

Klaus Bittermanns Pohrt-Biografie vergegenwärtigt die großen inhaltlichen Debatten der Linken in den letzten 40 Jahren über einen ihrer Kritiker. Herausragend ist, dass er Pohrt zu seinem Recht kommen lässt; nicht, weil er dessen Leben detailreich näherbringt, sondern weil er dessen Impuls der Wut gegen das Unrecht rettet und diesen nicht als bloßen Stil eines tollen Schreibers neutralisiert. Wolfgang Pohrts Texte waren bissig und zielten auf eine Erschütterung beim Leser – wer Form und Inhalt dabei fein säuberlich zu trennen sucht, macht es sich einfach. Und wer Pohrt daher Zynismus und Menschenhass vorwirft, verkennt die »pathische Normalität«, gegenüber der sich polemisch zu verhalten, so unvernünftig nicht ist.



»Der Intellektuelle als Unruhestifter« von Klaus Bittermann erschien im Februar 2022 bei Edition Tiamat.

678 Seiten, 36 Euro

Chris Weinhold lebt in Leipzig, hat Philosophie und Geschichte studiert und arbeitet seit längerem zum surrealistischen Schock.

Die Zukunft hat sich verändert

Über postkapitalistische Technik-Utopien und die Krise des gesellschaftlichen Naturverhältnisses. Von *Sebastian Müller*.

Wer sich mit Utopien beschäftigt, dürfte kaum an ihr vorbeikommen: der Erzählung, dass eine vollautomatisierte und digital vernetzte Gesellschaft die Menschen in Zukunft vom Joch der Arbeit befreien und ihnen zugleich ein Leben im Überfluss ermöglichen werde. Das Spektrum der sich dafür Begeisternden reicht von wirtschaftsliberalen bis hin zu linksradikalen Technikutopisten. Einem breiteren Publikum bekannt wurden Utopien dieser Art u. a. durch die Bücher »PostCapitalism: A Guide to our Future« des britischen Wirtschaftsjournalisten Paul Mason und »Fully Automated Luxury Communism: A Manifesto« vom britischen Politikwissenschaftler Aaron Bastani. In der deutschsprachigen Linken fungieren solche Utopien unter den Schlagwörtern ‚Roboterkommunismus' oder ‚Technokommunismus'. Masons Utopie einer automatisierten Überflussgesellschaft zielt auf einen erweiterten Wohlstand für die Mehrheit der Menschheit. Wer nicht zur Mehrheit gehört, wird von diesem Wohlstand offenbar ausgeschlossen. Bastani will hingegen ein Leben im Luxus für alle verwirklicht sehen und ist so für eine linke Debatte interessanter. Doch auch dabei zeigen sich Schwachstellen und es stellt sich die Frage, ob eine vollautomatisierte Luxus-Gesellschaft angesichts der ökologischen Krise überhaupt erstrebenswert ist.

Die Annahme, dass Technik alle Arbeit überflüssig macht, ist bereits aufgrund der simplen Tatsache fragwürdig, dass sie entwickelt, gebaut, installiert, gesteuert und gewartet werden muss. Selbst in einer digital vernetzten Produktion benötigt es daher regelmäßige menschliche Eingriffe. Im Kommunismus sind es außerdem die sich stets verändernden menschlichen Bedürfnisse, an denen sich die Produktion ausrichten soll. Dafür sind kommunikativer Austausch und politische Arbeit elementar. Der Bereich der Sorgearbeit lässt sich ebenfalls nicht vollständig automatisieren, zeichnet er sich doch gerade durch die Notwendigkeit persönlicher Interaktion und Zuwendung aus.

Hinzu kommt, dass in einer Gesellschaft, deren Produktionsweise sich an der Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlage der Menschen orientiert, erst einmal geprüft werden müsste, ob der Einsatz von Technik überhaupt in jedem Bereich ökologisch nachhaltig ist. Das betrifft schließlich auch die Frage, welche im Kapitalismus entwickelten Maschinen dann weiter genutzt oder problemlos umfunktioniert werden können. Dass Technik nicht neutral ist, sondern historisch-spezifisch bestimmt, wird in diesem Zusammenhang oft übersehen. Ihre Komplexität und ihr Spezialisierungsgrad im Kapitalismus bleiben dabei meist unberücksichtigt. Diese verhindern jedoch gerade, dass sie ökologisch sinnvoll umfunktioniert werden können. In diesem Zusammenhang stellt sich zudem die unbequeme Frage, wieviel Arbeit überhaupt noch von Maschinen übernommen werden darf. Denn was bleibt anderes übrig als eine Erhöhung des Anteils lebendiger Arbeit in allen Bereichen, in denen sich der Einsatz von Maschinen als nicht nachhaltig erweist? Dabei soll es keinesfalls darum gehen, lebendige Arbeit als erstrebenswertes Ideal menschlicher Produktion zu verklären. In einer befreiten Gesellschaft sollte die Produktion an einer »Ökonomie der Zeit« (Marx) ausgerichtet und entsprechend versucht werden, die Zeit, die Menschen mit notwendiger Arbeit verbringen müssen, zu verringern. Inwieweit das gelingt, hängt aber stets auch an der je gegenwärtigen ökologischen Verfassung der Welt.
Die Forderung nach materiellem Luxus für jede Person auf dieser Welt ist ebenfalls ökologisch fragwürdig, solange unterbestimmt bleibt, was damit überhaupt gemeint ist. Selbst eine schwache Version dieser Forderung, die einfach nur auf eine Universalisierung des durchschnittlichen gegenwärtigen Lebensstils westlicher Gesellschaften zielt, lässt sich mit Nachhaltigkeitszielen nicht vereinbaren. Die im September 2020 veröffentlichte Studie »A Societal Transformation Scenario for Staying Below 1.5 °C« des Konzeptwerks »Neue Oekonomie« und der Heinrich-Böll-Stiftung macht dies deutlich. Um unter dem 1.5 °C-Ziel zu bleiben, so die Autoren und Autorinnen, müsste bis 2050 der Wohnraum pro Person im globalen Norden im Durchschnitt um 25 Prozent sinken, der Autoverkehr in den Städten sogar um 81 Prozent, die Zahl von elektrischen Geräten müsste sich halbieren, der Fleischkonsum schon bis 2030 um 60 Prozent zurückgehen und jede Person müsste sich auf eine Flugreise alle drei Jahre beschränken.

Die Klimakrise ist zudem Teil einer umfassenden Krise des gesellschaftlichen Naturverhältnisses. Diese umfasst z.B. noch das Problem der Rohstoffknappheit und des hohen gesellschaftlichen Ressourcenverbrauchs, die Gefährdung der Biodiversität, die Versauerung der Meere, die Auslaugung der Böden, Luftverschmutzung und die hohe Müllproduktion. All diese Probleme sind mit der Abschaffung der kapitalistischen Produktionsweise nicht automatisch gelöst. Daher stellt sich nicht nur die Frage, wieviel Arbeit von Maschinen erledigt werden kann und wie wir einen möglichen Überfluss an Gütern verteilen wollen. Entscheidend ist die Frage, wie wir die gesellschaftliche (Re-)Produktion organisieren und was und wieviel wir noch produzieren dürfen, um die weitere Zerstörung unserer Lebensgrundlage zu verhindern.

Der Fokus einer Produktionsweise, die die planetaren Grenzen der Erde anerkennt, muss auf der Einsparung von Rohstoffen und Energie liegen. Das bedeutet weniger, dafür aber hochwertige Produkte herzustellen, die langlebig und leicht zu reparieren sind. Diese müssen zudem möglichst effektiv, d.h. in diesem Zusammenhang vor allem gemeinschaftlich, genutzt werden. Das betrifft gesellschaftlich relevante Produktionsmittel genauso wie beispielsweise Haushaltsgeräte, Wohnraum oder Transportmittel.
Selbst wenn sich die gesellschaftliche Arbeitsproduktivität steigern ließe, sodass mit weniger eingesetzten Mitteln die gleiche oder eine größere Menge an Produkten hergestellt werden könnte, würde das nicht ausreichen, um der ökologischen Krise effektiv entgegenzutreten. Daran ändert auch eine Umstellung auf regenerative Energie nichts. Schließlich benötigt ihr Ausbau, ihre Instandhaltung und ihre Speicherung selbst enorm viele Ressourcen. Auf der Grundlage von Ressourcenknappheit, den beschränkten Möglichkeiten von Recycling und der unausweichlichen Produktion von Müll ist die Annahme, dass genau so viel wie heute oder mehr nachhaltig produziert werden könnte, nicht zu rechtfertigen.

Eine kommunistische Gesellschaft, die diese Einsicht in ihre gemeinschaftliche Planung aufgenommen hat, bezeichnet der japanische Marxforscher Kohei Saito als »degrowth communism«. Er beschreibt damit eine Gesellschaft, die auf ökologische und soziale Nachhaltigkeit statt auf wirtschaftliches Wachstum ausgerichtet und dementsprechend die Produktion – wenn nötig – jederzeit einzuschränken bereit ist. Sein Ausgangspunkt dafür bildet Marx' ab 1868 intensivierte und vor allem in seinen Notizbüchern festgehaltene Auseinandersetzung mit Naturzerstörung. Marx erkennt, dass z.B. auf Gemeineigentum basierende germanische Gesellschaften wirtschaftliches Wachstum zugunsten eines nachhaltigen Verhältnisses zwischen Mensch und Natur vermieden haben. In einem Brief an Engels vom März 1868 schreibt er deshalb, dass im »Aeltesten das Neuste« gefunden werden kann. An einem solchen nachhaltigen Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur, so Saito, müsste sich auch dem späten Marx zufolge eine zukünftige kommunistische Gesellschaft orientieren.
Bei den Begriffen »degrowth« oder auch »Postwachstum« gehen bei einigen Linken im deutschsprachigen Raum allerdings sofort die Alarmglocken an. Personen, die diese Ansätze vertreten, würden durch ihren Fokus auf Verzicht die Gesellschaft wahlweise zurück in die Höhle oder ins Mittelalter treiben wollen. Nicht die Produktion von Luxusgütern sei das Problem, sondern dass diese nicht für alle zugänglich seien. Nun ist es zweifellos richtig, dass der alleinige Fokus auf individuellen Konsumverzicht viel zu kurz greift. Ohne eine an Nachhaltigkeit orientierte Reduktion der Produktion wird sich die Krise des gesellschaftlichen Naturverhältnisses jedoch weiter zuspitzen. Dass sich dies letztlich auch auf den individuellen Konsum auswirkt, sollte nicht schwer zu begreifen sein. Die Ablehnung jeglicher Form von Einschränkung des Konsums in den Kreisen der Postwachstumskritik kann daher in den meisten Fällen nur noch als bornierter Reflex bezeichnet werden. Die stofflichen Grenzen der Produktion werden so letztlich übergangen.

Auch Mason und Bastani haben damit ihre Probleme. Zwar fordert Mason eine Energieversorgung mit null Emissionen, die Zurückdrängung des Marktes aus diesem Bereich, sowie generell ökologische Nachhaltigkeit. Er führt dies aber kaum aus und fokussiert stattdessen auf die scheinbar unbeschränkten gesellschaftlichen Problemlösungspotenziale von Informationsverarbeitung, ganz so als gäbe es Informationstechnik ohne stoffliche Träger. Bastani hingegen spricht zwar von den ökologischen Grenzen des wirtschaftlichen Wachstums, doch gleichzeitig z.B. von der angeblich endlosen Nutzbarkeit regenerativer Energie. Dass es dafür stoffliche Voraussetzungen gibt – schließlich braucht es ressourcenintensive Technik, die diese Energie einfängt, umwandelt und speichert – scheint für ihn kein Hindernis zu sein. Denn das Problem endlicher Ressourcen auf der Erde lässt sich seiner Ansicht nach durch »Sky Mining« (Abbau von Rohstoffen im All) lösen. Angesichts der Brisanz der ökologischen Krise kann dieser Ansatz nur verwundern. Schließlich kann derzeit nicht davon gesprochen werden, dass die erfolgreiche großflächige Umsetzung von Sky Mining unmittelbar bevorstünde, geschweige denn, dass alle auf der Erde benötigten Rohstoffe bereits im All zum fertigen Abbau zur Verfügung stünden.

Die strukturelle Missachtung der stofflichen Voraussetzungen gesellschaftlichen Lebens hat dazu geführt, dass unsere natürliche Lebensgrundlage bereits heute fundamental beschädigt ist. Wer diese Einsicht abwehrt, hat nicht begriffen, dass Naturzerstörung und Klima-Umbruch bereits heute für viele Menschen, vor allem im globalen Süden, eine Katastrophe darstellen. Von dort kommen laut der WMO (World Meteorological Organization) z.B. 91% aller bisher durch Klimaschäden direkt verursachten Todesopfer. In diesen Gebieten wird auch die zu erwartende Zuspitzung der ökologischen Probleme am heftigsten ausfallen. Sie betrifft jedoch die ganze Welt. Wenn der weltweite CO_2-Austoß sich nicht bald deutlich reduziert, so der im September letzten Jahres geleakte Bericht des Weltklimarats, erwartet uns im Jahr 2100 im Vergleich zur vorindustriellen Zeit bereits ein durchschnittlicher Temperaturanstieg von 3,3 bis 4,5 °C. Wie die Philosophin und Klimaaktivistin Annette Schlemm in der Auswertung des Berichts auf ihrem Blog deutlich macht, sind ab 3 °C Erwärmung bereits ca. drei Milliarden Menschen, die in Küstenregionen leben, bedroht. Ab 4 °C werden 47% der Landfläche der Erde wegen Trockenheit und Hitze unbewohnbar sein, wovon 74% der gesamten Menschheit betroffen wären. Selbst in milderen Szenarien wird die Stabilität der Nahrungsmittelproduktion bedroht und es kommt zu verstärkten Migrationsbewegungen. Letztere verlangen nicht nur Versorgung, Organisation und Verwaltung, sondern auch die psychische und emotionale Unterstützung von Betroffenen. Auch das sind Arbeiten, die nicht allein technisch gelöst werden können und in Zukunft tendenziell umfangreicher werden.

All das macht deutlich, dass die aktuelle ökologische Verfassung der Erde ein umfassendes Umdenken sowie eine andere Praxis erfordert. Die durch die kapitalistische Produktionsweise hervorgebrachten ökologischen Schäden inklusive der Konsequenzen des Klima-Umbruchs müssen als unumgängliche Voraussetzung für jeden Entwurf einer postkapitalistischen Gesellschaft ernst genommen werden. Andernfalls bleiben solche Entwürfe, wie Annette Schlemm sie treffend bezeichnet, nichts weiter als »Schönwetter-Utopien«. Konkretes utopisches Denken heute, das mehr sein will als nur abstrakte Träumerei, stellt das vor eine Herausforderung. Sich dieser zu stellen bleibt jedoch nötig, um auch unter den gegebenen widrigen Bedingungen eine Gesellschaft vorstellbar zu machen, die sowohl ökologische als auch soziale Nachhaltigkeit ermöglicht. Der Kapitalismus ist dazu nicht in der Lage. Ein »Fully Automated Luxury Communism« jedoch auch nicht.

Eine längere Fassung des Textes findet sich auf *versorgerin.stwst.at*

Sebastian Müller ist Philosoph und lebt in Berlin.

Alle Räder stehen still, wenn die Hardware nicht mehr will.

Raum für Katastrophenbewusstsein

Till Schmidt über einen aktuellen Sammelband zur europaweiten Auseinandersetzung mit der Shoah in den 1950er und 1960er Jahren.

In den aktuellen Kontroversen um die »Singularität des Holocaust« und damit verbundenen Fragen wird häufig vernachlässigt, dass es nach 1945 einige Zeit dauerte, bis die Ermordung der europäischen Jüdinnen und Juden Eingang in das allgemeine Bewusstsein der europäischen Gesellschaften fand. Der kürzlich bei Vandenhoeck & Ruprecht erschienene Sammelband »Geschichtsoptimismus und Katastrophenbewusstsein« nimmt dies zur Ausgangsbeobachtung, um die Gedächtnisgeschichte des Holocausts in den 1950er und 1960er Jahren mit der politischen und Ideengeschichte des Kalten Krieges zusammenzuführen.
In zwanzig deutsch- sowie englischsprachigen Beiträgen nehmen die internationalen Autorinnen und Autoren die Rezeptionsgeschichte und die offiziellen Erinnerungskulturen in verschiedenen Ländern vor dem Hintergrund der latenten Präsenz und Wirkung der Shoah in den Blick. Viele Beiträge nähern sich diesen länderspezifischen Konstellationen über paradigmatische Biografien von mal mehr, mal weniger bekannten, der politischen Linken zuzuordnenden, auf unterschiedliche Weise jüdischen Schriftstellern, Philosophen, Filmemachern und Politikern.

Komplexe Selbstverortungen

Mitherausgeberin Anna Pollmann arbeitet heraus, wie der Philosoph Günter Anders seine radikale Technikkritik, die darauf abzielte, die destruktiven Potentiale der damaligen Gegenwart freizulegen, zwar anhand des Atombombenabwurfes auf Hiroshima entwickelte, dabei aber auch stark auf die Shoah Bezug nahm. Pollmann behandelt nicht nur Anders' ersten Band seines 1956 erschienenen Hauptwerkes *Die Antiquiertheit des Menschen. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution.* Anhand von zwei Reisen ins Nachkriegsberlin (1953 und 1959) versucht sie darüber hinaus, das Verhältnis von historischem und apokalyptischem Bewusstsein im Werk und in der Rezeption des aus dem US-Exil nach Wien remigrierten Philosophen zu rekonstruieren.
Ein berühmter Essay des aus Österreich geflohenen Jean Améry ist Thema von Dan Diners sehr lesenswertem Beitrag. Diner geht dabei der Frage nach, warum in *Die Tortur* (1965) Amérys eigenes Schicksal als jüdischer Auschwitzüberlebender von dem des gefolterten politischen Widerständlers überformt wird. Dabei verweist Diner – vor allem – auf den damaligen, durch den grausamen Algerienkrieg geprägten französischen Kontext, in dem die Folter dem Diskurs der Zeit näher stand als die Vernichtung. Diners Beitrag ist zu großen Teilen zwar eine Zweitveröffentlichung, durch seine erneute und erweiterte Publikation gewinnt der Sammelband jedoch dazu.
Anna Seghers' jüdische Herkunft und ihr marxistisches Weltbild sind Gegenstand von Philipp Grafs Beitrag »Vor den Trümmern zweier Welten«. Der Mitherausgeber zeigt dabei, dass die landläufig als »linientreue Überfigur der DDR-Literatur« wahrgenommene Seghers in der Öffentlichkeit kaum jemals ihre jüdische Herkunft thematisierte und auch ihr literarisches Werk nach 1947 »weitgehend frei« ist von expliziten Bezügen zum Judentum, jüdischer Geschichte und dem Holocaust. Warum das so war, beantwortet Graf in seinem Fazit so:
»Alles, was Seghers dennoch als Ahnung eines gleichermaßen präzedenzlosen Schmerzes wie kategorialen Bruchs verspürte, vermochte sich (…) nur unvermittelt, privat und unvollständig (…) Ausdruck zu verschaffen. Schließlich bewahrte sie sich so womöglich selbst davor, die Rückkehr nach Deutschland und ihre Biografie letztendlich als gescheitert ansehen zu müssen. Denn dies hätte eine explizite Auseinandersetzung mit dem Holocaust und der stalinistischen Ära wohl auch bedeutet: dass sie schutzlos vor den Trümmern zweier Welten gestanden hätte – den Ruinen der abgelegt geglaubten jüdischen Zugehörigkeit wie denen des dafür angenommenen marxistischen Weltbilds.«

Kritik der marxistischen Teleologie

Mit Exponenten der Kritischen Theorie und ihrer Rezeption beschäftigen sich weitere Beiträge des Sammelbandes. Falko Schmieder fragt in seinem Aufsatz »Hoffnung als Prinzip« nach den Spuren des Holocausts im Werk von Ernst Bloch und kontrastiert dies mit Vertretern der Frankfurter Schule, die Bloch selbst als »Begründer einer sehr pessimistischen Gesellschaftstheorie« bezeichnete, die »weder Marxisten noch Revolutionäre« seien. Robert Zwarg widmet sich in seinem anregenden Beitrag »Prisma der Erwartung« der Rezeption der Kritischen Theorie in der US-amerikanischen Linken und den Spezifika der dortigen Vorstellungen von Fortschritt, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.
Durch die meisten Beiträge des Sammelbandes zieht sich die Kritik eines teleologischen Geschichtsoptimismus des dogmatischen Marxismus, der keinen Raum ließ für das Bewusstsein um die Katastrophe der Shoah und das Leiden ihrer Opfer. Anschaulich wird dies unter anderem in Margrit Reiters Aufsatz »Latenzen der Erinnerung«. Der Text widmet sich dem Platz des Holocausts im Gedächtnis der österreichischen Linken. Im Mittelpunkt stehen dabei die Erfahrungen und die individuellen wie kollektiven Selbstbilder von jüdischen wie nicht-jüdischen Politikern aus den Reihen von SPÖ und KPÖ.



Erschießungsszene aus Mark Donskojs »Die Unbeugsamen« (1945)

Ebenfalls deutlich wird die Blindheit für jüdische Erfahrungen in Dimitris Eleftherakis' Beitrag zur Bedeutung der Shoah in der Erinnerung griechischer Kommunisten. Deren eigene Rolle im Widerstand gegen die deutsche Besatzung während des Zweiten Weltkrieges hatte die nationalsozialistische Judenvernichtung – die in Thessaloniki etwa zur Deportation fast der gesamten jüdischen Bevölkerung führte – verdeckt. Dazu kam die Priorisierung der Suche nach den Gründen für die eigene Niederlage im griechischen Bürgerkrieg und der Verfolgung von Mitgliedern der Kommunistischen Partei Griechenlands (KKE) durch die Nachkriegsdiktatur.
Eine besondere Auslassung nahmen die sowjetischen Machthaber an Mark Donskojs Kriegsfilm »Die Unbeugsamen« vor. Bemerkenswert macht den im Oktober 1945 in Moskau uraufgeführten Film, dass in ihm – im Gegensatz zu anderen sowjetischen Filmen über den Großen Vaterländischen Krieg aus dieser Zeit – mit den Erschießungen von Babyn Jar die grausamen Erfahrungen von Jüdinnen und Juden immerhin gezeigt wurden. »Die Unbeugsamen« war später aus unbekannten Gründen »geräuschlos verschwunden«, schreibt Filmwissenschaftler Christoph Hesse. Er wurde inmitten der kurzen Tauwetter-Periode nach dem Tod Stalins 1953 im Fernsehen wieder gezeigt – allerdings ohne die dreiminütige Szene zum antisemitischen Massaker am Rande von Kiew.

Des »Zionismus'« verdächtigt

Zwei Beiträge des Sammelbandes beschäftigen sich mit dem spanischen Kontext. Catarina von Wedemeyer setzt in ihrem Beitrag »Von Spanien nach Mexiko« das – vor allem den Spanischen Bürgerkrieg aufgreifende – Werk des Schriftstellers Max Aub ins Verhältnis zu dessen, von Gefangenschaft, Flucht und Exil geprägten, Biografie. Susanne Zepp hingegen widmet sich dem Schriftsteller Jorge Semprún. Sie zeigt, dass bei ihm die Bilder des spanischen Bürgerkriegs die von Auschwitz nicht verdecken und deutlich dem franquistischen Geschichtsbild entgegenstehen, welches nicht nur den Holocaust ausgeklammert, sondern auch anti-jüdische sowie philosephardische Positionen vertrat.[1]
In Bezug auf Ungarn nimmt Kata Bohus die Biografie des hochrangigen ungarischen Kommunisten István Szirmai in den Blick, um die versteckte Präsenz von Holocaust und jüdischer Zugehörigkeit im politischen Diskurs in Ungarn herauszuarbeiten. Szirmais Geschichte mache deutlich, dass die These von den »nicht-jüdischen Juden«, die in der kommunistischen Bewegung ihre jüdische Herkunft ignorierten, nicht auf alle Funktionäre zutrifft. Im Gegenteil: Szirmai war früher Mitglied der sozialistisch-zionistischen Jugendorganisation Hashomer Hatzair, ging als Politiker gegen die zionistische Bewegung in Ungarn vor – und wurde später selbst des »Zionismus'« verdächtigt.
Ein weiteres Thema des Sammelbandes ist der Platz des Holocausts in der Neuen Linken Israels, die auch mit ihrem deutschen Pendant in regem Austausch stand. Lutz Fiedler thematisiert dies anhand von Matzpen, einer Organisation, die als Abspaltung der Kommunisten Partei Israels entstanden war. Auf sehr differenzierte Weise stellt Fiedler die Haltung von Matzpen zum Konflikt mit den Palästinensern sowie deren Holocaustdeutungen dar. Eingebettet wird dies in den Kontext der entsprechenden Diskussionen und Haltungen im damaligen israelischen Mainstream sowie in jüdischen Kontexten außerhalb Israels.

Reichhaltige Einzelstudien

Andy Pearce geht in seinem ebenfalls faszinierenden Beitrag den Folgen der Dekolonisierung für Großbritannien und den gesellschaftlichen und politischen Kontexten des Holocaust-Bewusstseins nach. In den Blick geraten dabei unter anderem die jüdische Immigration sowie die Einwanderung von Schwarzen und People of Colour und die Erinnerung der nicht-jüdischen Mehrheitgesellschaft an den Holocaust zwischen 1945 und den späten 1960er Jahren. Pearces Aufsatz ist ein detaillierter, lesenswerter Beitrag zum Verhältnis von Antisemitismus und Rassismus in Großbritannien.
Weitere Aufsätze des Sammelbandes beschäftigen sich mit den Interpretationen des Zweiten Weltkrieges in Schweden unter dem Sozialdemokraten Tage Erlander oder der antisemitischen Kampagne 1968 in Polen. Dazu kommt ein spannender Aufsatz zur Beziehung von Nationalität und Klassenkampf in der Tschechoslowakei, die der Mitherausgeber Jan Gerber unter anderem anhand der Biografie von Louis Fürnberg analysiert. Entgegen seiner früheren Weigerung, nach Deutschland einzuwandern, weil das Land für ihn vor allem für die Ermordung seiner eigenen Verwandten stand, siedelte der Schriftsteller und Komponist 1954 von Prag nach Weimar über. Als Epilog ist dem Buch ein Wiederabdruck eines längeren Essays von Moishe Postone beigefügt.
Insgesamt ist »Geschichtsoptimismus und Katastrophenbewusstsein. Europa nach dem Holocaust« ein sehr reichhaltiger Sammelband, der mit seinen detaillierten und differenzierten Einzelstudien einen wichtigen Beitrag leistet, da Debatten über Holocaust und Antisemitismus häufig von haarsträubenden Verkürzungen, billiger Polemik und Israelfeindschaft geprägt sind. Der Umfang der einzelnen Beiträge ist beträchtlich – der über 500 Seiten dicke Band sollte aber Interessierte nicht abschrecken. Im Gegenteil.



Jan Gerber (Hg.), Philipp Graf (Hg.), Anna Pollmann (Hg.): Geschichtsoptimismus und Katastrophenbewusstsein. Europa nach dem Holocaust

Vandenhoeck & Ruprecht, 2022

---

[1] Die Autorin Susanne Zepp verwendet den Begriff »Philosephardismus«, um die Essentialisierung, Romantisierung und nationalistische Instrumentalisierung der sephardischen Geschichte im Franqismus auf den Punkt zu bringen. Sephardim ist die Bezeichnung für Jüdinnen und Juden, die bis zu ihrer Vertreibung 1492 und 1513 auf der Iberischen Halbinsel lebten, sowie ihre Nachfahr_innen.

Till Schmidt studiert in Oldenburg und arbeitet als freier Journalist.

»Ich wollte leben, unbedingt leben…«

Mit der Geschichte von Filip Müllers Bericht »Sonderbehandlung« hat sich David Hellbrück *beschäftigt.*

»Dem Tod bin ich nur durch glückliche Zufälle, eigentlich durch ein Wunder entronnen. Was ich erlebt habe, erscheint mir heute unglaublich, wie ein böser Traum.« – Filip Müller

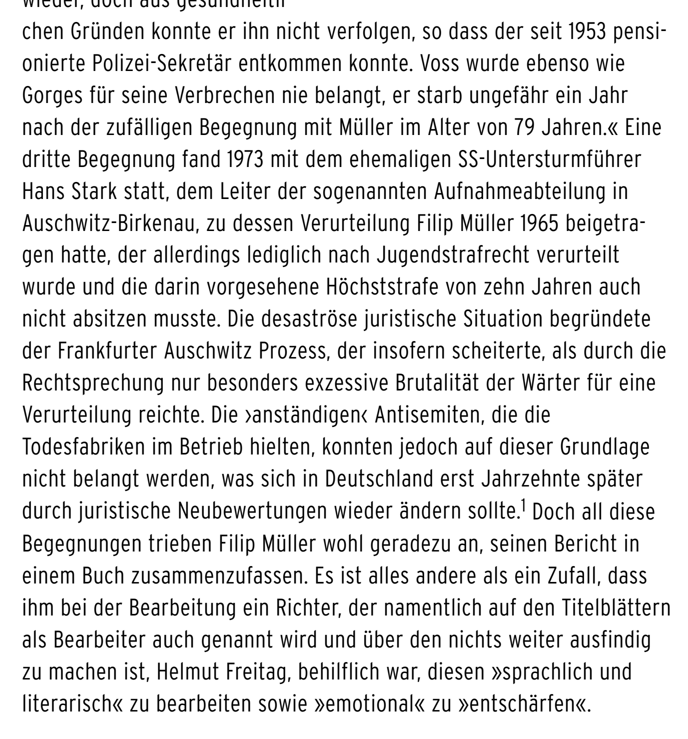
»Ich wollte leben, unbedingt leben, noch eine Minute, noch einen Tag, noch einen Monat länger. Begreifen Sie: leben.« – Filip Müller, zit. n. Claude Lanzmann

Spätestens seit der NS-Bewegung ist dem Ausdruck ›Sonderbehandlung‹ alle Harmlosigkeit genommen, galt er dort im Sprachgebrauch und Schriftverkehr als Verschleierungsvokabel für den Mord an den europäischen Juden. Wem man Sonderbehandlung angedeihen ließ, der begegnete den Mördern – d.i. war aus dem völkisch gestifteten Gemeinschaftszusammenhang, im wahrsten Sinne des Worts, suspendiert worden.

Mit »Sonderbehandlung« ist aber auch der erste in Deutschland publizierte Bericht eines Mitglieds des jüdischen »Sonderkommandos« überschrieben, der von Filip Müller stammt. Auf Deutsch erschien er erstmals 1979 im Münchner Verlag »Steinhausen« und wurde bereits ein Jahr später bei »Bertelsmann« in großer Auflage vertrieben. Ungeachtet der hohen Gesamtauflage aller Editionen ist die Rezeption über Fachkreise hinaus überschaubar geblieben, die Schrift weitestgehend unbekannt. Das hat sicherlich mehrere Gründe, die in einem Atemzug gar nicht alle zureichend dargelegt werden können. Es sollen hier lediglich zwei Momente berührt werden: Zum einen ist der Autor nach dem Erscheinen des Buchs aus der Öffentlichkeit quasi verschwunden. Zum anderen versperrt sich der Text der Nacherzählung völlig, was ihm lässt sich womöglich nicht zitieren, d.i. kein Satz lässt sich aus dem Kontext des vorangegangenen oder nächsten Satzes reißen, weil jeder auf den anderen so eindrücklich folgt oder ihm vorangeht, dass spürbar wird, wie Filip Müller nach einer möglichen Darstellung rang, was sich auch in der Schwierigkeit ausdrückt, wie er den Text beginnen wollte.

Filip Müller, geboren am 3. Januar 1922 im slowakischen Sered, ist einigen womöglich nur aus Claude Lanzmanns Dokumentarkunstwerk »Shoah« (1985) bekannt – vielleicht erinnert man sich an seine Mimik, seine Stimme, seine Bewegung, aber am Ende überwiegt dann doch der Film selbst, die einzelnen Personen treten dahinter zurück. Filip Müller ist dort alles andere als eine Randfigur, wobei aber ohnehin niemand an den Rand gedrängt wird. Filip Müller erzählt in seinen Berichten über die Zeit von Mai 1942 bis Januar 1945 als ehemaliger Häftling und Angehöriger des jüdischen »Sonderkommandos« in Auschwitz-Birkenau. Vordergründig zählten zu dessen Aufgaben die Verbrennung der Leichen, womit die Mörder ihre Spuren zu verwischen trachteten. Das Wissen ums Morden machte ihn zum »Geheimnisträger«, wie es der Historiker Andreas Kilian ausdrückt. »Für die SS befanden sich solche Häftlinge ›auf der Flucht‹ und konnten ohne Vorwarnung erschossen oder streng bestraft werden.« Den fünf Liquidationswellen, mit denen man die Mitglieder des jüdischen »Sonderkommandos« auslöschen wollte, entkam Filip Müller nur sehr knapp, wie auch anderen Versuchen, ihn zu ermorden. Auch in »Shoah« berichtet Filip Müller nicht darüber, wie man ihn nach Auschwitz deportierte, sondern hebt wie im Buch damit an, wie er dem »Sonderkommando« zugeteilt wurde. Nicht erst in »Sonderbehandlung« legt er zum ersten Mal Zeugnis ab, Filip Müller notiert dazu bereits früh vier Seiten für eine Publikation, die unter dem Titel »Die Todesfabrik« 1946 von Ota Kraus und Erich Kulka herausgegeben wurde; ein Jahr später, im Krakauer Auschwitzprozess 1947, wird er erstmals als Zeuge vernommen, 17 Jahre später spricht er im ersten, und kurz danach auch im zweiten, Frankfurter Auschwitzprozess. Die Berichte, es sind mehr als die hier genannten, verändern sich immer wieder, was sicherlich auch seinem Gesundheitszustand geschuldet war, wie auch der eigenen Auseinandersetzung mit dem Vergangenen sowie der politischen Situation. In Krakau traute er sich eigenen Angaben zufolge noch nicht, den Kapo Mieczysław Morawa zu belasten: zu groß war die Angst, dafür politisch im Sowjetsektor verfolgt zu werden – zu der Zeit lebte Filip Müller samt Familie in Prag. Zwar zielt Filip Müller in seinen Berichten sicherlich nicht von Anbeginn darauf ab, einen längeren Text zu verfassen, doch diese lassen sich rückblickend als Versuche fassen, dem Unfassbaren etwas irgendwie Fassliches zu geben, ohne vom Unfassbaren abstrahieren zu müssen. Filip Müller musste darauf Rücksicht nehmen, dass das, was er da im vom restlichen Lager isolierten Kommando überstand und mit eigenen Augen sah, etwas war, von dem nur eine überschaubare Anzahl von ehemaligen Häftlingen überhaupt hätte berichten können, wenn sie denn wollten.

1963 notierte Filip Müller seine Erinnerungen fragmentarisch, nach der Zeugenaussage vor dem Frankfurter Gericht 1964 sortierte er diese chronologisch. Doch erst 1968 in einem Brief an den Auschwitz-Überlebenden Hermann Langbein ist überliefert, dass Filip Müller an seinen »Memoiren« arbeite. Für die Fertigstellung des Buchs brauchte er rund 15 Jahre – drei Jahre länger als Lanzmann für seinen Film »Shoah«. Auch das hat wieder zahlreiche Gründe; der auf den ersten Blick heute eigentümlichste ist womöglich das u.a. auch von Hannah Arendt entworfene »negative Image des der Kollaboration mit der SS bezichtigten Sonderkommandos«. »Aus Furcht vor moralischen Verurteilungen und aus gesundheitlichen Gründen lebte der Mann, der die Hölle von Auschwitz überlebte, von der Öffentlichkeit zurückgezogen«. Insbesondere auch damit konfrontiert, dass er durch die Historikerzunft widerlegt werden könnte – was an die Vorwürfe, die man gegenüber Joseph Wulff erhob, erinnert –, weil der noch zu lebendige Bericht eines Ich-Erzählers niemanden überzeugen könnte, für den die faktische Grundlage allein totes Material ist, hält sich Filip Müller zunächst zurück. Seit seinem Umzug in die BRD 1969, der mit der Niederschlagung des Prager Frühlings in Verbindung steht, hat Müller wohl »ernsthaft« den Gedanken gefasst, seinen Bericht zu veröffentlichen. Doch mit dem Umzug verbunden wuchs sogleich die Gefahr, den Mördern wieder zu begegnen. Kilian berichtet in seinem Nachwort, wie Müller 1971 unter Schock den ehemaligen Krematoriumsleiter Johann Gorges auf einem Parkplatz einer Autobahnraststätte erkannte und daraufhin Anzeige erstattete, woraufhin zwar Ermittlungen eingeleitet wurden – doch verstarb Gorges noch im Juli desselben Jahres. »Mitte der siebziger Jahre erkannte Müller den ehemaligen Chef der Birkenauer Krematorien, Peter Voss, im Kurpark von Bad Pyrmont wieder, doch aus gesundheitlichen Gründen konnte er ihn nicht verfolgen, so dass der seit 1953 pensionierte Polizei-Sekretär entkommen konnte. Voss wurde ebenso wie Gorges für seine Verbrechen nie belangt, er starb ungefähr ein Jahr nach der zufälligen Begegnung mit Müller im Alter von 79 Jahren.« Eine dritte Begegnung fand 1973 mit dem ehemaligen SS-Untersturmführer Hans Stark statt, dem Leiter der sogenannten Aufnahmeabteilung in Auschwitz-Birkenau, zu dessen Verurteilung Filip Müller 1965 beigetragen hatte, der allerdings lediglich nach Jugendstrafrecht verurteilt wurde und die darin vorgesehene Höchststrafe von zehn Jahren auch nicht absitzen musste. Die desaströse juristische Situation begründete der Frankfurter Auschwitz Prozess, der insofern scheiterte, als durch die Rechtsprechung nur besonders exzessive Brutalität der Wärter für eine Verurteilung reichte. Die ›anständigen‹ Antisemiten, die die Todesfabriken im Betrieb hielten, konnten jedoch auf dieser Grundlage nicht belangt werden, was sich in Deutschland erst Jahrzehnte später durch juristische Neubewertungen wieder ändern sollte.[1] Doch all diese Begegnungen trieben Filip Müller wohl geradezu an, seinen Bericht in einem Buch zusammenzufassen. Es ist alles andere als ein Zufall, dass ihm bei der Bearbeitung ein Richter, der namentlich auf den Titelblättern als Bearbeiter auch genannt wird und über den nichts weiter ausfindig zu machen ist, Helmut Freitag, behilflich war, diesen »sprachlich und literarisch« zu bearbeiten sowie »emotional« zu »entschärfen«.



Filip Müller

»Der deutschen Nachkriegsgesellschaft wollte man offenbar nicht zu viel zumuten. Dabei seien Müller zufolge über 100 Seiten seines Erinnerungsberichts von ihm wieder gestrichen worden, weil er befürchtete, dass ihm die darin beschriebenen Ereignisse niemand glauben würde.«

Nach dem Erscheinen des Buchs erhielt Filip Müller Morddrohungen von Rechtsextremisten, wurde zum Gegenstand antisemitischer Kampagnen in Schweden und den USA, weswegen er es fortan vorzog, inkognito zu leben. Auch wurden seine Befürchtungen nicht kleiner, als die Veröffentlichung von Claude Lanzmanns Film »Shoah« heranrückte.

Schon kurz nach den Dreharbeiten bat Filip Müller Lanzmann schriftlich darum, seinen gefilmten Zusammenbruch nicht zu zeigen, was Lanzmann ignorierte. Lanzmann verwies darauf, dass Filip Müller außerordentliche Bedeutung zukam – und ohne ihn, was das Vorgehen Lanzmanns hier nicht rechtfertigen soll und kann, wäre der Film wohl unmöglich gewesen, was Kilian in seinem Nachwort nicht erwähnt und es stattdessen vorzieht, das dringlich und notwendig hervorzukehrende Anliegen Filip Müllers gegen die Ambitionen Claude Lanzmanns auszuspielen. Lanzmann rechtfertigte sein Vorgehen in Interviews: »Ich war verpflichtet, den Film mit dem zu machen, was ich hatte. Es gab außergewöhnliche Szenen, die sozusagen den Kern bildeten, um den herum ich dann den Film aufgebaut habe, z.B. als Filip Müller das Massaker im Familienlager schildert, zusammenbricht und weint. Das ist eine ganz wesentliche Geschichte«. – Filip Müller verstarb am 9. November 2013 zurückgezogen in einer mittelgroßen deutschen Stadt: »Nachdem seine Freunde und Bekannte aus Auschwitz im Laufe der Jahre verstarben, verlor Filip Müller in den letzten Jahren seines Lebens immer mehr den Kontakt zur Außenwelt.« Die äußerst verdienstvolle Neuausgabe ist allerdings dem traurigen Umstand geschuldet, dass Filip Müller zu Lebzeiten vor der deutschsprachigen Wiederauflage aus allen genannten (und weiteren) Gründen zurückschreckte.

Beim Lesen stellt sich immer wieder nur eine Frage: wie konnte jemand für das, was da geschrieben steht, eine Sprache finden, und darüber berichten. Also beginnt man nach der ersten Seite von vorne, in der müden Hoffnung, dieses Mal über die erste hinauszukommen. Filip Müller verrät seine eigene Vorgeschichte nicht, jene also, wie er nach Auschwitz deportiert wurde, sondern er beginnt ›mittendrin‹, mit einem Sonntag, mit einem vermeintlich harmlos klingenden Satz, auf den ein weiterer folgt, der das von Freud beschriebene heimelige Unheimliche hervorruft: »Es war an einem Sonntag im Mai 1942. Die Strahlen der Frühlingssonne bahnten sich mühsam« – dass die Sonne es schon nicht leicht hatte, ist erstes Indiz der Gefahr – »ihren Weg durch den Morgendunst und schienen auf den Hof des Blocks 11. Dort war ich mit etwa 500 anderen Häftlingen in Zehnerreihen angetreten, um nach den in Auschwitz geltenden Bräuchen die Sonntagsruhe« – und hier wird dann mit einem Blick auf den ersten Satz auch die Gefahr sofort greifbar; der Sonntag kann keine Erinnerungsspur an einen Ruhetag mehr haben – »zu genießen. Eine heisere, laute Stimme hallte über den Hof.« – Auch die Stimme ist jetzt bloße Bedrohung. – »Auf der obersten Stufe der Treppe, die in den Block führte, stand der Blockschreiber Vacek. Von hier aus konnte er jeden Winkel des Hofes überblicken und seine abgehackten Kommandos ertönen lassen: ›Stillgestanden! Mützen auf! Mützen ab! Rührt euch!‹« – So beginnt das Buch und es endet, so viel vorweg, mit der Befreiung Müllers im Mai 1945 in Gunskirchen, einem Außenlager des KZ Mauthausen. Was dazwischen liegt, ist die Geschichte eines Häftlings des jüdischen »Sonderkommandos«, die zu lesen kaum gelingt, und die gerade deswegen gelesen werden muss.

Eine längere Fassung des Textes findet sich auf versorgerin.stwst.at

---



Filip Müller: *Sonderbehandlung. Meine Jahre in den Krematorien und Gaskammern von Auschwitz.*

Deutsche Bearbeitung von Helmut Freitag. Mit einem gemeinsamen Grußwort von Felix Klein und Josef Schuster. Mit einem Nachwort und Anhang versehen von Andreas Kilian. Darmstadt 2022.

---

[1] Siehe Leo Elser: Das exzessive und das ›anständige‹ Ressentiment. In: sans phrase 6/2015.

David Hellbrück ist Verleger und Mitarbeiter am Philosophischen Institut der Universität Wien; er veröffentlichte regelmäßig in der ideologiekritischen Zeitschrift »sans phrase«.

Schlechte Laune trotz alledem

Ein fragmentarischer Überblick über Hannes Waders Werk zu dessen 80. Geburtstag. Von *Paul Schuberth*.

Hannes Wader ist eine der wenigen öffentlichen Figuren der Bundesrepublik, die sich einmal zum Kommunismus bekannten – und im Laufe der Jahre nicht rechts außen, sondern nur bei schlechter Laune gelandet sind. Ein anderes Bild zeichnet der Grazer Autor und Komponist Clemens Nachtmann, wenn er Wader einen »deutschen Heimatsänger« nennt. Was ist am Vorwurf dran?

Bei Wader tut sich immer und überall ein doppelter Boden auf. Findet man keinen, kann man sich sicher sein, es mit einem Abgrund zu tun zu haben. Oft lässt der Liedermacher Text und Musik regelrecht aufeinander prallen. Etwa, wenn er, der Intuition zuwider, eine Melodie »künstlich« verlängert – und so die Lyrics eine neue Bedeutung gewinnen, da Wörter betont werden, die bei der Textinterpretation ansonsten untergegangen wären. Oder wenn Musik und Text generell derart gegeneinander zu arbeiten scheinen, dass man sich zuerst einmal Augen und Ohren reiben muss, um diese Reibung als eine bewusste zu begreifen. Im Lied »Vaters Land« zum Beispiel trägt der populäre Heimatsänger Hannes Wader folgende Verse über einen gemütlichen Samba in Dur vor: *»Vaterland, Vaterland, bist mir gänzlich unbekannt // Wenn Vater Land besessen hätte // Neben seiner letzten Ruhestätte // Wüsste ich etwas davon // Wüsste ich etwas davon // Seid bereit, seid bereit // Bald ist es wieder so weit // Für die das Vaterland zu schützen // deren Väter Land besitzen // und noch manches andere mehr.«*

Bild: Richard Huber (CC BY-SA 3.0)

Hannes Wader bei einem Auftritt 2010

Erst bei einem der nächsten Textzeilen kann man die Bedeutung der fröhlichen Gitarrenbegleitung erahnen: *»Ich bin hier // Ich bin hier // Zuhause, hier gefällt es mir // Möchte bloß an manchen Tagen // Wenn Deutsche Ausländer erschlagen // Kein Fremder und kein Deutscher sein.«* Kein Deutscher sein: Dafür, sich zur unrealistischen Ausflucht und nicht zum Antifaschismus zu entscheiden, gibt es viele Anlässe. Ein gelungenes gesellschaftskritisches Lied, das einem eine bessere Realität vorgaukelt, könnte einer davon sein. In dieser abwegigen Hinsicht will die Schunkelmusik das Lied zur Sicherheit in die Bedeutungslosigkeit ziehen, denn es soll nicht mehr sein, als es sein kann. Ein Lied, das sagt: Singt und spielt mich erst gar nicht, verschwendet eure Zeit nicht mit mir. Hätte Wader den Text mit größter musikalischer Finesse auskomponiert, inklusive einer beeindruckenden Dramaturgie, wäre das Ergebnis ein Fall für genaue Werkanalyse und damit fürs Museum. Hätte er die Musik so belassen, den Text aber auch nur ein klein wenig entschärft, würden tatsächlich alle mitsingen und -schunkeln wollen. So aber kann und will niemand etwas mit dem Lied anfangen. Genial. Weiter im Text: *»Möchten schon // Möchten schon // Gerne wieder als Nation // Wie die Franzosen und die Briten // Als Deutsche und Antisemiten // Frei und unbefangen sein.«* Ein seltsamer Volkssänger muss das sein, der die Frei- und Unbefangenheit nicht als positive Begriffe, sondern als Furchterregendes besingt. Wer weiß schon, ob die Freiheit, wie sie sich die durch unfreie Gesellschaft und Ideen geprägten Menschen ausmalen, nicht ins noch größere Unglück führen würde?

Hannes Wader traut also den Menschen, von denen er singt, nicht über den Weg. Diesen Weg, auf dem gestolpert, angetreten und oft genug marschiert wird, geben die kapitalistischen Verhältnisse vor. Doch erklären sie vollkommen die Verkommenheit der Leute? Im Lied »Die Arschkriecherballade« erklärt Wader auf fast irrwitzig virtuose Weise, wie die Menschen zum Opportunismus getrieben werden. Die gemeine Schlusspointe bringt das feste Bild vom ausgelieferten Menschen als Treibholz aber gehörig ins Wanken: *»‚Wenn sie schon nicht hübscher werden, warum kriechen sie denn bloß?' // ‚Schwer zu sagen', sprach der Mann, ‚manch einer kriecht ja auch nicht gern // Und er meint, er muss es tun, um die Familie zu ernähr'n //Dem Andern macht es Spass, er schafft sich Frau und Kinder an // Als Vorwand, nur damit er besser arschkriechen kann!'«* Wenn schonungslos beschrieben wird, wie sich die ums letzte Hemd Streitenden verhalten, soll es den Verhältnissen umso mehr an den Kragen gehen. Denn es wird enthüllt: Sie begünstigen nicht nur ein gewisses Verhalten der Menschen, sondern machen es ihnen zum eigenen Bedürfnis. Draufgängerisch aber lässt Wader den Verhältnissen keine Chance, wenn er Verliebtheit und Liebe logisch zu Klassenbewusstsein führen lässt: *»Ich sah eine Frau, eine Frau, die ich kannte // Vor Jahren, als sie noch ein Mädchen war // Wir lernten beide, weil man irgendwas lernt // Wir lernten, wie man seine Arbeit hasst.«* Im anderen Fall, im Lied »Das Loch unterm Dach«, einem der frühesten aus den Sechzigerjahren, ist die Verliebtheit der Garant dafür, die Armut auszuhalten: *»Ich friste in einem Loch unterm Dach // Als armer Hund mein Dasein // Hab' wenig zu essen, drum lieg' ich oft wach // Und hung're bei Wasser mit Wein // Und starrt die nackte Wand mich auch an – // Was macht das schon, jetzt hängt ja daran // Ein Bild von ihr – // Sie schenkte es mir!«* Romantisierung der Armut, könnte man einwenden. Aber nein. Das Liebesgeplänkel ist nur ein Vorwand, Armut anschaulich zu beschreiben. Man freut sich schließlich nicht wirklich mit dem armen Hund, sondern wünscht ihm, die Angebetete würde ihm auch dann ein Bild von ihr schenken, wenn er sein Wasser nicht mit Wein strecken müsste und mehr als ein Dach überm Loch hätte.

Langweilig und unpoetisch Hannes Waders Verdienste aufzuzählen, hat sich der Künstler nicht verdient. Sein größtes Manko jedenfalls ist zugleich sein sympathischster Zug: Der eigenen Kunst und dem eigenen Publikum skeptisch gegenüber zu stehen. »Warum finden die das gut?« Und wie musste es ihn erst schockieren, zu erfahren – in seiner Autobiographie schreibt er auf zwei Seiten darüber –, dass auch manche Neonazis seine Lieder sehr hoch schätzen und sogar dafür geeignet halten, sie für die eigenen Zwecke zu gebrauchen! Es macht Hannes Wader als vorsichtigen Künstler aus, zunächst eben nicht von »Missbrauch« zu sprechen. Er fragt sich: Was habe ich falsch gemacht? War ich zu wenig eindeutig? Auch der Verfasser dieser Zeilen will nicht klüger als der Künstler sein und fragt: Was habe ich übersehen? Andererseits: Wenn Neonazis bei ihren Aufmärschen wirklich »Vaterland, Vaterland, bist mir gänzlich unbekannt« singen, ist ihnen auch nicht mehr zu helfen.

Paul Schuberth lebt als Musiker in Linz und Dietach (OÖ).

Der letzte linke Kleingärtner, Teil 6

Von Roland Röder



Sieben magere Jahre

Da schau einer an, die Bibel gibt Hinweise für das Hier und Jetzt. Man muss nicht an Gott glauben, um das biblische Gleichnis aus dem Alten Testament von den sieben fetten und sieben mageren Jahren zu begreifen. Da ist jeder Kleingärtner in seinem Element. Wenn es Brei regnet und der heimische Garten Bohnen oder anderes Gemüse und Früchte im Überfluss ausspuckt, muss man die Hand aufhalten. »Die Hand aufhalten« heißt schlichtweg Vorräte anlegen für die Zeiten mit mageren Ernten. Dies hat die international organisierte Landwirtschaft mit ihren nationalen und supranationalen Dependancen wie EU jahrelang vermasselt. Es brummte, aber man machte das System von Ackerfläche-Saatgut-Dünger-Vertrieb-Lagerung nicht ansatzweise »winterfest« für die mageren Jahre.

So kam es, wie es kommen musste. Der Putinsche Krieg gegen die Ukraine, die einer der weltweiten Hauptweizenlieferanten ist, führt bereits jetzt zu massiv steigenden Weizenpreisen, die auf zweierlei fußen: Zum einen können 25 Millionen Tonnen (!) Weizen aus den Silos in der Ukraine wegen zerstörter oder blockierter Häfen nicht geliefert werden und werden wohl verrotten, was ein unfassbarer Verlust wäre und zum anderen kann ein Teil der Saat für die nächste Ernte nicht ausgebracht werden. Also steigen die Preise mit katastrophalen Auswirkungen für arme Menschen. Das hat wenig mit den vermeintlich schuldigen Spekulanten zu tun, sondern ist normales zynisches Geschäft im Kapitalismus. Es ginge auch anders. Die Folgen des Ukraine-Krieges für die globale Lebensmittelversorgung wären deutlich geringer, wenn die Agrarpolitiker:innen weltweit ihre Hausaufgaben gemacht hätten und nicht alle Teile der Lebensmittelproduktion inklusive der Saatgutforschung privatisiert und durchkapitalisiert hätten.

Die global organisierte Produktion von Lebensmitteln mit ihren empfindlichen Lieferketten ist hochgradig störanfällig, weil sie auf reduzierte Saatgutvielfalt, auf Monokulturen, auf wenige Sorten und einen exorbitant hohen Einsatz von Stickstoffdünger setzt. Letzterer wird vorwiegend in Belarus unter hohem Energieeinsatz mit Erdöl für den Weltmarkt produziert. Wenn alle Glieder in diesem hochsensiblen System funktionieren, dann stimmt statistisch zumindest der Output. Sobald es die kleinste Störung gibt oder mehrere Störungen zusammenkommen wie in Belarus mit der Düngerproduktion, in der Ukraine mit den kriegsbedingt fehlenden Transportmöglichkeiten für Weizen und dem durch die Corona-Pandemie verursachten Stau in der Containerschifffahrt (inklusive Seecontainern), die nicht dort sind, wo sie sein sollten, kollabiert das ganze hochgezüchtete System. Die Leidtragenden sind statistisch alle. Aber für ärmere Menschen – national wie global –, die jetzt bereits die Hälfte oder noch mehr ihres Einkommens für Lebensmittel ausgeben, hat dies schnell existentielle Folgen.

Wie könnte eine Lösung ausschauen?
Die Alternativen sind bekannt: Die Landwirtschaft muss sich am Grundsatz der Ernährungssicherheit sowie Vielfalt und Regionalität orientieren und nicht auf Hochertragssorten setzen, die zwar unter konstanten Klima- und Wetterbedingungen und bei ebenso konstant hohem Düngereinsatz hohe Erträge bringen. Aber sobald eine Kleinigkeit in dieser hochsensiblen Kette fehlt, zerfällt das ganze System. Dazu braucht es flankierend eine Saatgutzüchtung in öffentlicher Hand und nicht wie bisher eine primär gewinnorientierte im Privatbesitz. In den seit Jahrzehnten global gespannten Lieferketten war es egal, wo etwas produziert wird, da der Transport kein großer Kostenfaktor war. Man braucht auch keine Fleischproduktion in Europa, die im Wesentlichen auf Soja aus Übersee fußt. Man kann eiweißhaltige Futtermittel auch »hier« produzieren. Dann gibt es halt ein bisschen Fleisch weniger und ich als Fußballfan esse dann am Spieltag nur noch eine Bratwurst. Das sollte machbar sein. Das würde ich tun, um das Klima, die Erde – und mich – zu retten.



Der pharaonische Traum von den sieben fetten und mageren Jahren in der Weltchronik Fulda (Ende 14. Jhdt)

Theoretisch ginge ein Umswitchen auch innerhalb marktwirtschaftlicher Strukturen. Zukunftsfester im Sinne von »Nahrung für alle« ist es aber, wenn man auf eine globale demokratische Planwirtschaft hinsteuert. Oder der nächste Crash ist nicht eine Frage des ob, sondern nur des wann.

Aus der Ukraine zurück in meinen Garten: Es knallt und wächst wie doof, da sind sogar die Hühner leicht irritiert. Als Kleingärtner kann ich mal wieder Vollzug melden. Alles läuft wie geplant. Ich überlasse nichts dem freien Spiel der Marktkräfte, denen traue ich nicht, sondern plane, ordne, greife ein. So muss es sein.

Praxistipps:
1. Putin ist auch als Kleingärtner nicht zu gebrauchen. Er kann nichts.
2. Flüchtlinge brauchen einen sicheren Hafen. Alle und immer. Aus der Ukraine und anderswo.
3. »Schaffen wir zwei, drei, viele Vietnams« rief Ernesto Che Guevara 1967 – Schafft zwei, drei, viele Gärten, meint der letzte linke Kleingärtner. Folge Che oder mir – als Kunde musst du dich entscheiden.

Roland Röder ist Geschäftsführer der Aktion 3.Welt Saar e.V. (www.a3wsaar.de)*, einer allgemeinpolitischen NGO in Deutschland, die bundesweit arbeitet, u.a. zu Landwirtschaft, Asyl, Migration, Islamismus, Antisemitismus, Fairer Handel. Er mag den Begriff »Hobby« nicht und lebt einen Teil seines Lebens als aktiver Fußballfan. Die Gartenkolumne erscheint auch in der Luxemburger Wochenzeitung* WOXX *und im Hardcore Magazin* ZAP.

Nicht immer so bockig sein

Vom kompetenten Säugling zur bedürfnisorientierten Erziehung: *Magnus Klaue* beginnt mit Systemsprengern und beschreibt Etappen der pädagogischen Harmonisierung von Kindheit.

Als 2019 Nora Fingscheidts Spielfilmdebüt »Systemsprenger« Premiere hatte, war das ein Ausnahmemoment in der nicht nur jüngeren deutschen Kinogeschichte. Der Film erzählt vom Leben der neunjährigen Bernadette (gespielt von Helena Zengel), die von allen Benni genannt wird und die ihre Mutter Bianca, gelegentlich assistiert durch deren strengen, gegen Benni eingestellten Lebensgefährten Jens, allein erzieht. Ohne moralische Wertung und mit schockierender Drastik zeigt Fingscheidt Bennis Erziehungsweg von einer Anstalt für Schwererziehbare in die nächste. Die Pädagogen sind gegenüber Bennis Wutanfällen und ihren fremd- wie selbstgefährdenden Aggressionen nicht weniger hilflos als die Mutter. Als der junge Pfleger Micha, zu dem Benni eine gute Beziehung aufgebaut zu haben scheint, sie im Rahmen eines Anti-Aggressions-Trainings mit Billigung der Erziehungseinrichtung mitnimmt, um mit ihr ein paar Tage in einer Hütte im Wald zu verbringen, ist dies sowohl der Durchbruch in Michas emotionaler Kontaktaufnahme mit Benni wie der Zusammenbruch der pädagogischen Distanz und habituellen Professionalität, die diesen Durchbruch ermöglichten. Das Kind versteht intuitiv, dass ihm die Beziehung zu dem Pfleger, gerade weil sie eine beruflich vermittelte außerhalb des privaten Alltags ist, Gefühle und Erfahrungen verspricht, die durch den beruflichen Charakter der Beziehung zugleich verstellt werden. Der Pfleger erkennt, dass die beruflichen Routinen, die ihm bei seiner Arbeit helfen, sich gegen die Welt zu schützen, der seine Zöglinge ausgeliefert sind, zugleich das Wichtigste verhindern, das er in seiner Arbeit zu tun vermöchte. Statt zu enden, bricht der Film mit der Herausarbeitung dieses Dilemmas ab und lässt das Publikum mit dem Schock der vergangenen zwei Stunden so allein, wie seine Figuren es mit ihrem Leben sind.

»Systemsprenger« ist singulär im deutschen Kino, weil er antipädagogisch ist, ohne die Pädagogik zu denunzieren, sachlich und gerade deshalb parteilich, und amoralisch aufgrund der ihm eigenen moralischen Konsequenz. Obwohl Benni einen Jungennamen trägt und ihr unmädchenhaftes Verhalten Teil ihrer psychischen Auffälligkeit ist, ist der Film um Lichtjahre entfernt von bieder-oberlehrerhaften Diskursen über gendergerechte Erziehung. Obwohl er psychosoziale Modephänomene der Gegenwart (ADHS, Patchwork-Familien) aufgreift, tut er dies nicht im Rahmen einer politisch-ästhetischen Abituraufgabe, sondern konfrontiert sich ihnen wie zum ersten Mal. Indem er die Hohlheit und Unbrauchbarkeit pädagogischer Menschenbehandlungsprogramme vorführt, nimmt er die Pädagogik ernst; indem er Labilität und Brutalität des verkümmerten Familienalltags seiner Protagonistin zeigt, nimmt er die Institution der Familie ernst; und indem er die Verhaltensstörung seiner Figur als destruktive Erscheinungsform von deren Ansprechbarkeit darstellt, nimmt er ihre Krankheit ernst, statt menschelnd über sie hinwegzureden. »Systemsprenger«, in der pädagogischen Praxis ein Wort für Kinder, die jeden Sozialverband, dem sie zugeordnet werden, zerstören, wird auf diese Weise zur ästhetischen Formkategorie: Fingscheidts Film sprengt das System der pädagogischen Wahrnehmung und schließt Erfahrungen auf, die in der Erziehung, die sie zum Gegenstand macht, verhindert werden.

Kaum ein halbes Jahr nach der Premiere von »Systemsprenger« begann angesichts der Covid-19-Pandemie unter dem Vorzeichen des Hygieneschutzes nicht nur in Deutschland, dort aber besonders rigide und planlos, eine Politik permanenter Kinderbeaufsichtigung, -trennung und -isolierung, die inzwischen zwar unterbrochen, aber noch lange nicht beendet ist und die besonders für »Systemsprenger« eine Lebenskatastrophe bedeutete. Indem die Corona-Maßnahmenpolitik in Schulen und Erziehungseinrichtungen die Suspendierung der (räumlichen wie sachlichen) Trennung zwischen Elternhaus und pädagogischer Einrichtung, zwischen Erziehungs- und Privatsphäre, als gesundheitspolitische Notmaßnahme zur Regel erklärte, zerstörte sie, ohne es zu beabsichtigen, die materiellen und psychosozialen Bedingungen, die eine erfolgreiche Vermittlung der in Erziehungseinrichtungen und Schulen erworbenen Fähigkeiten erst möglich machen. Selbst solche Kinder und Jugendliche, die ansonsten in ihrem Schul- und Erziehungsalltag den gesellschaftlichen Maßgaben entsprechend »normal« funktionierten, erlebten die vergangenen zwei Jahre als Mischung aus emotionaler Lähmung und Erfahrungsschock, wie es sich in der seither sprunghaft angestiegenen Zahl von Suizidversuchen Minderjähriger und in überfüllten Jugendpsychiatrien niedergeschlagen hat. Kinder wie Benni, deren Alltag unter aktiver Mithilfe ihrer selbst ohnehin schwer erträglich gewesen ist, wurden seitdem endgültig abgehängt.

Erziehung, zumindest das müsste seit dieser Brucherfahrung Konsens unter aufgeklärten Menschen sein, verwirklicht sich in gelebten Sozialbeziehungen und kann durch »digitale Kommunikation«, die in Wahrheit Nicht-Kommunikation ist, weil sie die Trennung und Isolierung der Kommunikationspartner voraussetzt, nicht kompensiert werden. Erziehung erschöpft sich nicht im gelungenen Transfer irgendeines Curriculums, sondern meint die Herstellung von Lebensbedingungen, die über die Erziehungs- und Bildungsinhalte notwendig hinausweisen. Solchen Einsichten hat sich die Kinderpädagogik nur in einer vergleichsweise kurzen Phase, zwischen den 1970er und 1990er Jahren, geöffnet. Im Zuge einer empirischen Wende, die ausgehend von der psychoanalytischen Kleinkindbeobachtung, wie sie im Werk des Melanie-Klein-Schülers Donald W. Winnicott vorlag, den psychoanalytischen Begriff frühkindlicher Entwicklung mit deren pädagogisch-praktischer Beobachtung konfrontierte, entstand seit den 1970ern eine »kompetenzorientierte« Kleinkindforschung, die unter den Begriff der Kompetenz anderes fasste als die Fähigkeit zum Erwerb sozialkonformer Verhaltensweisen. Diese Richtung, für die in Deutschland vor allem Martin Dornes' erstmals 1993 erschienene Studie »Der kompetente Säugling« steht, war Erbe von antipädagogischen und antipsychiatrischen Tendenzen der Nach-Achtundsechziger-Zeit, die aufgegriffen und zugleich umgewendet wurden.

Bild: Public Domain

»Attachment parenting« avant la lettre: Navajo-Säugling im Wiegenbrett (1936)

Die Wiederentdeckung der Schriften Melanie Kleins seit den 1960er Jahren vollzog sich in der pädagogischen Praxis unter anderen Vorzeichen als in der pädagogischen Theorie. Theoriegeschichtlich bedeutete sie den Versuch, die als bürgerlich-autoritär abgelehnte psychoanalytische Orthodoxie Freuds im Namen des entwicklungsgeschichtlichen Rückgriffs von der ödipalen auf die präödipale Phase zu exorzieren und die freudsche Intention auf Stärkung des Ich und Erhellung des Unbewussten zurückzunehmen. Insbesondere der »Anti-Ödipus« von Gilles Deleuze und Félix Guattari, der 1972 solche antifreudianischen Impulse in Psychiatrie und Pädagogik zusammenfasste, und die Schriften der französischen und angloamerikanischen Antipsychiater (neben Guattari und Michel Foucault Richard D. Laing und David Cooper) rekurrierten auf Melanie Klein entgegen deren eigenem freudianischen Selbstverständnis zum Zweck einer anti-freudianischen Psychoanalyse politischer »Selbstbefreiung« der vermeintlich vom Primat des Realitätsprinzips und des Ich geknechteten Subjekte, deren vorbewusste Triebenergien revolutionär zu entfesseln seien. Kleins Forschungsbefunde über den Einfluss frühkindlicher Entwicklung, insbesondere der Mutterbindung, auf die Subjektgenese und deren Zusammenhang mit dem jeweiligen sozialen Umfeld des Säuglings wurden dabei zugunsten eines anarcho-revolutionären Idealismus übersprungen. Die Resonanz der Antipsychiatrie bis in die späten 1970er hinein hat lange Zeit verdeckt, dass Kleins Schriften in der pädagogischen und kinderpsychologischen Praxis, ebenfalls schon seit den 1960ern, gänzlich anders rezipiert wurden.

Besonders der Kinderarzt und Psychoanalytiker Donald W. Winnicott hat seit den 1950er Jahren in Versuchen der Beschreibung des Einflusses von Kinderspielen und geliebten Objekten (Bettzipfeln, Knöpfen, Steinchen etc.), die er als »Übergangobjekte« bezeichnete, dargestellt, wie gerade die imaginäre und nach Begriffen des erwachsenen Rationalismus »magische« Aufladung scheinbar nutz- und wertloser Gegenstände durch den Säugling dessen Hinaustreten aus der Symbiose mit der Mutter und die Fähigkeit zur Unterscheidung von Innenwelt und Außenwelt, Phantasie und Realität befördern kann. Winnicott hat präziser als Melanie Klein selbst und frühere Analytiker frühkindlicher Entwicklung wie René A. Spitz und Margaret Mahler herausgearbeitet, in welchem Maße solche Ablösungsprozesse vom sozialen Milieu und den Möglichkeiten abhängen, die es dem Kleinkind zum Alleinsein und zur tätigen Selbstentwicklung gewährt. Die Studien, die Winnicott vor allem in »Übergangsobjekte und Übergangsphänomene« (1953) und »Reifeprozesse und fördernde Umwelt« (1965) zusammengefasst hat, folgten nicht der Absicht, die präödipale Phase und die mit ihr zusammenhängenden Phantasien und Erfahrungshalte als anarchisch-revolutionäres Potential gegen die freudsche Psychoanalyse auszuspielen, sondern zielten auf eine wechselseitige Korrektur von Theorie und Praxis in der therapeutischen und analytischen Arbeit.

Hieran schloss in den 1990ern Dornes mit seinem Begriff der Kompetenz an, der weniger technokratisch war, als es aufgrund der Inflationierung des Kompetenzbegriffs in den Bildungs- und Erziehungswissenschaften heute erscheint. Er meinte gerade nicht die beliebige Form- und Ausbildbarkeit des Säuglings, sondern betonte gegenüber immer noch gängigen Vorstellungen vom Kleinkind als einer Art präindividuellem Rohmaterial, das aufgrund seiner Passivität von einer progressiven Erziehung von Beginn an beeinflusst werden müsse, die widerständigen, dem pädagogischen Zugriff immer auch entzogenen Impulse des Säuglings, deren Widerständigkeit Voraussetzung von Lern- und Entwicklungsfähigkeit seien. Gerade in dem, worin sich der Säugling der erzieherischen Menschenbehandlung entzieht, immer schwankend zwischen Unbelehrbarkeit und Bockigkeit auf der einen, Eigenmächtigkeit und einstweilen ziellosem Autonomiewunsch auf der anderen Seite, artikulieren sich Dornes zufolge Gesellschaftsfähigkeit und Lernfreude. Was der Pädagogik präindividuell und archaisch erscheinen mag, indiziert Soziabilität: In diesem Gedanken, der für die Wiederentdeckung Melanie Kleins durch Winnicott und andere Kinderärzte insgesamt wichtig war, bestand der bedeutende Unterschied zur Instrumentalisierung Kleins durch die Antipsychiatrie. Was Deleuze, Guattari und ihre Adepten als Index befreiend-antigesellschaftlicher Impulse verherrlichten, entfalteten Winnicott und seine Mitstreiter als Möglichkeitsbedingung von Gesellschaftlichkeit.

Damit unterscheidet sich der kinderpsychologische Ansatz, der im deutschsprachigen Raum am prägnantesten von Dornes vertreten wurde, aber auch grundlegend von der »bedürfnisorientierten Kindererziehung«, die im angloamerikanischen Raum »Attachment Parenting« heißt, 2001 von William und Martha Sears in ihrem »Attachment Parenting Book« als erziehungstheoretische wie -praktische Leitlinie für werdende Eltern formuliert wurde und seit der Übersetzung dieses Buches 2012 in Deutschland immer beliebter wird. Adressat der »Attachment«-Pädagogik sind vor allem Eltern des postbürgerlichen grünen Bürgertums, die sich durch die Pädagogik der »Bedürfnisorientierung« in der Illusion gestärkt sehen, dass ihre Kinder im Fühlen, Handeln und Denken vor allem ausgelagerte Teile des eigenen, selber nie zum erwachsenen Ich gelangten Selbst seien. Während bei Dornes ebenso wie Winnicott die Anerkennung der widerstrebenden, gleichsam blind autonomen Impulse im Kleinkind nicht am Ende, sondern am Anfang einer Erziehung und Selbsterziehung zur Mündigkeit steht, die eine Dialektik von reifer Objektbeziehung und Stärkung des Ich anstrebt, setzt »Attachment Parenting« das blinde Geltenlassen der unreflektierten Wünsche des Säuglings als letztes Erziehungsziel: »Auf das Kind zu hören«, »dem Kind zu lauschen« und sich als erwachsener Mensch in seinem Denken, Handeln und körperlichen Ausdruck an die unterstellten Bedürfnisse des Kindes zu adaptieren, soll bereits die gelungene Erziehung ausmachen. Mit den wirklichen Bedürfnissen des Kindes, die sich nicht von selbst verstehen, sondern beantwortet und manchmal auch versagt werden müssen, um überhaupt als Bedürfnisse zu sich selbst zu kommen, hat »Attachment Parenting« anders als Dornes' Theorem der Säuglingskompetenz nichts zu tun. Während es bei Winnicott und Dornes darum geht, Antagonismen und Konflikte in der Erziehung als Voraussetzung und Gegenstand der Arbeit ernst zu nehmen, konzipiert »Attachment Parenting« den Säugling von Beginn an als Realisierung der infantilen Wünsche der Eltern und betreibt nichts als die Absegnung dieser Scheinharmonie. Systemsprenger wie Benni wären durch solche »Bedürfnisorientierung« endgültig ihrem Leid und ihrer Schwäche ausgeliefert.

Magnus Klaue war von 2011 bis 2015 Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Jungle World. *Von 2015 bis 2020 war er Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leipziger Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur. Er schreibt an einer Studie zu Max Horkheimer und arbeitet für verschiedene Zeitschriften, u.a. »Jungle World« und »Bahamas«. Zuletzt erschien im XS-Verlag der zweite und letzte Band der Essaysammlung »Die Antiquiertheit des Sexus«.*

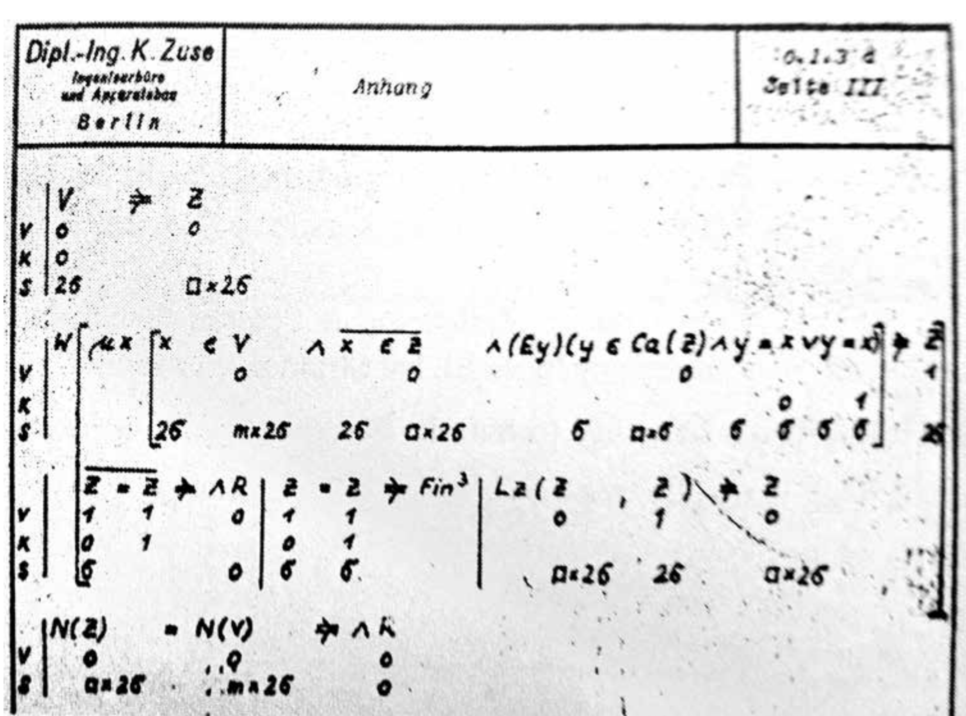
Die Logik des Plankalküls

Konrad Zuses Z4 war eine der ersten Rechenmaschinen mit Anspruch auf Turing-Vollständigkeit, für die der deutsche Computerpionier die Programmiersprache »Plankalkül« kreierte. *Barbara Eder* stellt beide vor.

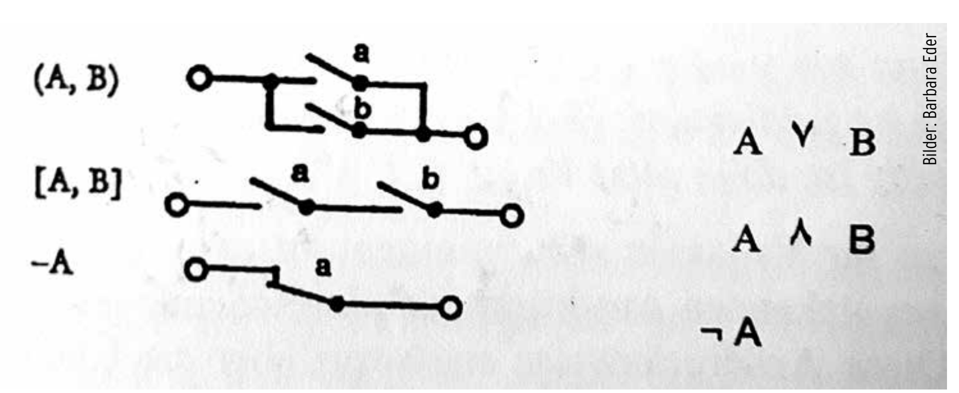
Die Zuse Z4 ist einer der ältesten Computer der Welt. 1942 hat Konrad Zuse mit ihrem Bau begonnen, bis heute füllt sie einen ganzen Raum. Der Rechner nutzt Magnetbänder als Datenspeicher und hat sich aus seinem Vorgängermodell Z3 entwickelt. Er besitzt eine programmierbare Einheit zur Durchführung von Gleitkommarechnungen in den Grundrechnungsarten, die Eingabe erfolgt dabei via Lochstreifen über eine Spezialtastatur mit Zifferntasten samt Exponenten, das Komma muss relativ zu den Dezimalzahlen eingestellt werden; ausgegeben wird das Ergebnis anschließend über die Lampen des Rechenwerks.

Die vier Rechner der Z-Familie verfügen allesamt über ähnliche Architekturen. Neun Jahre bevor John von Neumann die Vorteile der Trennung von Steuerwerk, Speicher und Daten erkannte, definierte Konrad Zuse sie als notwendige Voraussetzung. Erste Überlegungen dazu äußerte er in einer Tagebuchnotiz von 1935, mit der er zugleich die *Minima Moralia* für seine späteren Prototypen festlegte: Für sie gilt, dass das Resultat einer exakt formulierten Rechenanweisung als Abfolge von Einzelschritten verarbeitet werden kann, die dafür nötigen Operationen werden selbsttätig und in sequenzieller Abfolge ausgeführt. Um Zwischenresultate weiterzuverarbeiten, braucht es zwei Wählwerke – eines für den Programmspeicher und eines für den Arbeitsspeicher. Die dahingehenden Anweisungen finden sich nebst Rechenoperation auf einem Lochstreifen und werden in Zeilen und Spalten dargestellt; *avant la lettre* findet Konrad Zuse sich im weiten Feld jener Aufschreibesysteme wieder, die im Fall der Z-Computer aus distinkten Elementen einer formalen Sprache bestehen.

Bereits die auf die Bewältigung binärer Rechenoperationen beschränkte Z1 operierte auf Basis mechanischer Schaltglieder, die Z4 verfügt schon über knapp 2200 Relais. Ihr Zusammenspiel zählt zu den physikalischen Voraussetzungen für das Funktionieren – und lieferte Zuse erste Anhaltspunkte für den Aufbau seiner Programmiersprache: Jedes der Schaltglieder im Inneren seiner Maschine kennt zwei Zustände, ruhend oder aktiv. Wenn Strom fließt, schließt sich der Bügel und der Kontakt arbeitet; geschieht dies nicht, ist der Kontakt unterbrochen und das



Plankalkül Programmierbeispiel in Zuses Handschrift



Bilder: Barbara Eder

Schaltglieder als Logikformalismus

Schaltglied inaktiv. Beide Möglichkeiten lassen sich mithilfe von zweiwertigen Logiken formalisieren. Infolgedessen können zwei Relais als Konjunktion im Sinne eines logischen UND (∧), als Disjunktion im Sinne eines logischen ODER (∨) sowie durch eine Negation (NOT, ¬), die einen oder beide Eingänge betrifft, interagieren. Zuses »Bedingungskombinatorik« ist somit identisch mit den Verknüpfungen des aussagen-logischen Kalküls – *quod erat demonstrandum.*

Alfred Tarskis »Einführung in die mathematische Logik« von 1937 lieferte Zuse die Grundlage für die Konstruktion und Programmierung seiner Maschinen – gleichermaßen. Über das Werk des polnischen Mathematikers äußerte er sich stets wohlwollend, die dahinter stehenden Konzepte interessierten ihn jedoch nur soweit, wie sie ihm für sein konkretes Vorhaben dienlich sein konnten; demgemäß bezieht Zuse sich kaum auf die logischen Konzepte Ludwig Wittgensteins oder Kurt Gödels, auch den von Rudolf Carnap und Ernst Schröder formulierten Beiträgen dazu konnte er nur wenig abgewinnen. Anfangs arbeitete er ausschließlich mit zweiwertigen Logiken, später erweiterte er diese um Ansätze aus der Prädikaten- und der relationalen Logik. Existenzquantoren (»mindestens ein«) sind dabei ebenso mit im Spiel wie Allquantoren (»alle«). Um notwendige und hinreichende Bedingungen miteinander zu verbinden, führte Zuse einen eigenen Formalismus ein: Die Verknüpfung von notwendigen Bedingungen stellt er fortan in Form von Reihenschaltungen dar, jene von hinreichenden als Parallelschaltungen.



Die Z4 im Deutschen Museum in München

»Plankalkül« ist eine auf logischen Universalia aufgebaute Programmiersprache, gemacht für die Z4. Als Datentypen gibt es Dezimalzahlen mit Exponenten, Integer – also ganze Zahlen ohne Nachstellenkomma –, Bool'sche Werte (z. B. wahr/falsch) und Binärziffern, angeordnet in Zahlenpaaren, Reihen oder Tupeln. Am linken Rand zu jeder Anweisung findet sich eine Art Metakommentar, die Buchstaben V, K und S sind dort in vertikaler Abfolge zu finden. Dabei handelt es sich um Abkürzungen, die für Datenstruktur (S), Komponentenzeile (K) oder Indexzeile (V) stehen; die Hauptzeile beinhaltet die zu berechnende Formel, während die Strukturzeile S für die Ausführung des Programms nicht zwingend notwendig ist und als Dokumentation zum Geschehen verstanden werden kann; die Strukturzeichen τ und σ fungieren indes als eine Art »numerischer Freiraum«: Sie stehen für beliebige Variablen und lassen sich in Form einer Paarliste oder als Matrix darstellen.

Die Idee hinter Zuses Programmiersprache »Plankalkül« ist mehr als zwei Jahrhunderte alt und lässt sich bis zu den (antiken) Anfängen des Werkzeuggebrauchs zurückverfolgen; erste Ansätze zur ihrer Formalisierung begannen mit der Weiterentwicklung mechanischer Uhrwerke im 17. Jahrhundert und kulminierten in Gottfried Wilhelm Leibniz' Versuch einer formelhaften Reanimation der Apparate-Welt: Leibniz betrachtete wissenschaftliche Begriffe als allgemeine Zeichen innerhalb einer festgelegten Abfolge, die das Potenzial zur schematischen – und damit auch zur abstrakt-vereinfachenden – Darstellungen von Ideen beinhalten; er wollte seine *mathesis universalis* auch als allgemeine Zeichenlehre verstanden wissen, mit deren Hilfe man logisches Schließen automatisieren könne. Nicht zuletzt trüge dies zu einer Entlastung menschlicher Köpfe bei – ein auch für Konrad Zuse ausschlaggebender Impetus: Als Bauingenieur jahrelang in Rechenbüros geknechtet, begann Zuse von der maschinellen Automatisierung der eigenen Arbeitsleistung zu träumen. Der Gedanke an einen Formalismus, mithilfe dessen sich alle Berechnungen standardisieren ließen, stand am Beginn seiner Überlegungen.

»Zu den Pionieren zähle ich mich unbedingt, ich habe aber auch nichts dagegen, dass Sie mich als Erfinder des Computers bezeichnen, solange Sie sich im klaren sind, dass ich nicht der einzige bin; da gibt es natürlich neben mir noch mehr, ich hatte nur das Glück, dass meiner zuerst lief.« Mit diesen Worten gab Zuse wenige Jahre vor seinem Tod Auskunft darüber, ob ihm die Erfindung des ersten Computers realiter zuzuschreiben sei; sie wirkt ebenso bescheiden wie die Bedeutung, die er seinen Z-Maschinen zeitlebens beigemessen hatte. Zwar nannte er sie sein »Lebenswerk«, überschätzte ihre Funktion und Arbeitsleistung aber nicht. Zuses Ansicht nach sollten Computer stets so programmiert sein, dass sie menschliche Nutzer_innen bei der Ausführung bestimmter Aufgaben optimal unterstützen. Anders als die Prophet_innen der KI maßte er sich nicht an, seinen Maschinen Geist, Denken oder Bewusstsein einzuhauchen. Er begnügte sich stattdessen damit, seinem »mechanischen Gehirn« das Rechnen beizubringen – ganz im Sinne mathematischer Kalküle. Die damit einhergehende Befreiung des Kopfes von zu vielen Formeln schuf auch in seinem Fall Raum für Neues: Als Kuno See malte Zuse in seinen letzten Lebensjahren ganz unmetaphorisch Wolken auf Papier.

Bezeichnet hat Zuse sich mitunter als »verträumter Pennäler, Bummelstudent, verhinderter Künstler, Maurer, Computer-Bastler, gescheiterter Unternehmer, Professor ohne Honorar, Büttenredner, verkannter Weltverbesserer, überspannter Erfinder, abgeklärter Philosoph«; jene erweiterbare Ansammlung an Tätigkeiten, die nicht immer Brot brachten, erscheint vor dem Hintergrund seines Denkens wie eine Liste von endlich vielen, aber nicht notwendigerweise voneinander verschiedenen Objekten; allen Elementen dieses Tupels scheint gemein, dass sie ein außerordentlich scharfes Denken erfordern. Zuse hat es im Zuge des Studiums eines Teilgebiets der Mathematik erworben, das zugleich zur Philosophie gehört; den analytischen Sirenengesängen aus Amerika ist die Logik bislang ebenso wenig erlegen wie ihren pragmatischen Pendants aus England; als intensive Form der Subjektivierung, die jede mathematische Beweisführung mit sich bringt, könnte sie der Philosophie jenes Differenzierungsvermögen zurückgeben, das Zuses frühen Computer-Architekturen zugrunde liegt.

Barbara Eder ist Wissensarbeiterin, sie studierte Philosophie, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften und Informatik in Wien, Berlin und anderswo, mehr: https://www.barbaraeder.org

Digitale Objekte & radikale Vorstellungskraft

Felix Stalder stellt verschiedene Formen digitalen Eigentums vor und analysiert die fundamentalen Unterschiede zwischen Commons und NFTs.

Digitale Kultur war schon immer eine Quelle radikaler sozialer Fantasie. Und in einer kapitalistischen Gesellschaft gibt es kaum etwas Radikaleres als die Neudefinition von Eigentumsverhältnissen. In den letzten 50+ Jahren gab es drei Möglichkeiten, digitale Objekte – Datenblöcke, Softwarecode, Informations-»Inhalte« – als Eigentum zu betrachten. Entweder als geistiges Eigentum (zunächst als Urheberrecht, später auch als Patente), als Gemeinschaftseigentum (unter freien Lizenzen) oder als »beglaubigte Kopien« (Blockchain-basierte nicht-fungible Token, NFTs). Eigentumsverhältnisse prägen alle Aspekte von Gesellschaft und Kultur, und mit jeder dieser vorgestellten Formen werden unterschiedliche gesellschaftliche Visionen gefördert. Die Vision, die durch geistiges Eigentum zum Ausdruck kommt, ist strukturell konservativ und stellt Unternehmen, die Waren produzieren, und Künstler, die als individuelle Genies vermarktet werden, in den Vordergrund. Der Vorstoß in Richtung Gemeinschaftseigentum und »beglaubigte Kopien« beinhaltet hingegen radikale Brüche mit dem Status quo – und zwar radikal unterschiedliche. Es ist zwar nicht ausgeschlossen, dass in der Zukunft noch eine andere Art der Organisation des Digitalen als Eigentum auftaucht (wer weiß?), aber in diesem historischen Moment sind Gemeinschaftseigentum und beglaubigte Kopien diejenigen, durch die radikale Brüche formuliert werden. Allerdings nicht unbedingt zum Besseren.

Commons: Digitale Objekte als Medium der Gemeinschaft

In den frühen 1980er Jahren wurde das Software-als-Urheberrecht-Modell von Unternehmen wie Microsoft konsolidiert. Deren CEO Bill Gates hatte dieses Modell in seinem berühmten »Offenen Brief an die Hobbyisten« (1976) eingeführt, indem er das bis dahin akzeptierte Teilen von Software plötzlich als »Diebstahl« bezeichnete. Seine Vision beinhaltete die Aufteilung der Computernutzer in »Produzenten« (von Quellcode) und »Konsumenten« (von Binärcode) und die Organisation ihrer Beziehung als kommerzielle Transaktion.



Die Durchsetzung dieser Vision löste eine Gegenbewegung aus, die Software in erster Linie durch die Linse der früheren offenen Peer-Kultur betrachtete und über Wege nachdachte, die Gemeinschaft der Nutzer:innen/Programmierer:innen wiederherzustellen und zu erweitern (Stallman 1985). Mit der Einführung der Copyleft-Lizenz, einem genialen juristischen Hack, der die soziale Dynamik des Urheberrechts auf den Kopf stellte (Copyleft), gelang es dieser Bewegung, die individuelle Autonomie (die Fähigkeit, die eigene Software zu nutzen sowie anzupassen und damit aus der passiven Form von Verbrauch/Endnutzung auszubrechen) und die Fähigkeit, eine Gemeinschaft aufzubauen (das Recht, Kopien und Verbesserungen zu teilen und damit die Exklusivität kommerzieller Transaktionen abzulehnen), rechtlich abzusichern. Das Hauptziel dieser Bewegung für Freie Software war ein politisch-ethisches: Jeder sollte »frei sein, seinen Nachbarn zu helfen«, wie Stallman es ausdrückte. In den 1990er Jahren wuchs diese Bewegung rasch, nicht zuletzt, weil das Internet die Kosten für die Verbreitung digitaler Objekte und die Koordination einer großen Zahl von Freiwilligen drastisch senkte. So entstand auf spektakuläre Weise die Gemeinschaft, von der man anfangs nur träumte.

Während das gemeinschaftliche Ethos und die Werte stark blieben, wurde die treibende Kraft bald praktikabler. Die zugrunde liegende Konzeption von Software als gemeinsam genutzte Ressource und die Fähigkeit einer verteilten Gemeinschaft, diese Ressource unabhängig von Verträgen und Zeitplänen für die Produktveröffentlichung zu nutzen, erwies sich als sehr produktiver Rahmen für die Entwicklung komplexer Wissensgüter (Benkler 2002). Um die Jahrtausendwende schufen diese beiden Kräfte – die gegenkulturellen, kommunitaristischen Wurzeln der Netzkultur (Turner 2006) und die wachsende finanzielle und kulturelle Macht der internetzentrierten Organisationen – eine berauschende Mischung aus praktischem und utopischem Denken über die Macht des Internets, alte Beschränkungen zu überwinden und ein Reich der Freiheit und Zusammenarbeit zu schaffen (Moglen 1999).

Als sich der Zugang zum Internet und die Vertrautheit mit ihm über hochtechnische Subkulturen hinaus ausweiteten, wurde die Frage des digitalen Eigentums auch in Bezug auf nichttechnische »Inhalte« virulent. Indem die neue Erfahrung mit freier Software mit der alten Praxis der Allmende verbunden wurde, entstand ein neuer Horizont sozialer Möglichkeiten (Boyle 1997), der sich teilweise mit der Vision der globalen Gerechtigkeitsbewegung überschnitt, dass »eine andere Welt möglich ist«. »Teilen« wurde erneut redefiniert, nun als »Fürsorge«, und selbst offen illegale Praktiken wie Piraterie im großen Stil wurden als »Filesharing« in diesen neuen Horizont integriert und als eine Form des zivilen Ungehorsams dargestellt, um das unvermeidliche Entstehen einer Kultur nach dem Ende des Urheberrechts zu beschleunigen. »Kingdom of Piracy«[1] (2002-2006), eines der ersten internationalen Kunstprojekte, das sich mit dieser neuen Kultur auseinandersetzte, erklärte »den freien Austausch digitaler Inhalte – der oft als Piraterie verurteilt wird – zur ultimativen Kunstform des Netzes«.[2]

Auf der rechtlichen Seite übertrugen Projekte wie Creative Commons die Lizenzen für freie Software auf den Kulturbereich, und in einem Bereich nach dem anderen - wissenschaftliches und kulturelles Publizieren (Open Access), kollaboratives Schreiben (z. B. Wikipedia), Musik (Netlabels), Datenmanagement (Open Data) und mehr - wurden neue »offene« Ansätze entwickelt, die digitale Objekte als nicht-rivalisierende, gemeinsam genutzte Ressource betrachteten, aus der die Menschen mit minimalen Einschränkungen schöpfen können und zu der sie entsprechend ihren Fähigkeiten beitragen sollten - eine partizipatorische, demokratische Vision.
Aus Sicht der politischen Ökonomie war die entstehende Dynamik »a-kapitalistisch«, in dem Sinne, dass sie nicht in direktem Gegensatz zum Kapitalismus stand, aber auch nicht vollständig in dessen Logik enthalten war. Dies war, wie sich herausstellte, sowohl die Stärke als auch die Schwäche dieser Vision. Sie war eine Stärke, weil sie die Kapazitäten einer äußerst vielfältigen Koalition von Akteuren nutzbar machen und eine echte Innovation und ein neues Paradigma der Zusammenarbeit etablieren konnte, das auf Dauer Bestand hat (Weber 2004). Auch im kulturellen Bereich bleibt es eine Perspektive, die weiterhin zur Suche nach Ausdrucks- und Seinsformen anregt, die nicht vollständig der totalisierenden Logik der Kommerzialisierung unterworfen sind (Sollfrank, Stalder und Niederberger 2021). Dies war jedoch eine Schwäche, da die Bewegung dadurch nicht in der Lage war, mit den ständigen Prozessen der Einschließung (die zu einer effektiven Enteignung der ursprünglichen Produzenten führte) und der Einbindung in eine kapitalistische Logik der »vorwettbewerblichen Zusammenarbeit« umzugehen. Außerdem wurden neue Geschäftsmodelle eingeführt, die zum einen die Lizenzen untergruben, indem sie Software als Dienstleistung neu definierten (und damit die Verpflichtung zur Weitergabe von Verbesserungen bei der Verbreitung angepasster freier Software aufhoben), und zum anderen das Urheberrecht aushebelten, indem sie in hohem Maße darauf ausgerichtet waren, aus der durch das »Teilen« entstehenden sozialen Interaktion Kapital zu schlagen. Infolgedessen bleiben die digitalen Gemeingüter und ihre Definition von digitalen Objekten eine wichtige Quelle für technisch-wissenschaftliche Innovationen, aber ihr sozial-utopischer Horizont schrumpfte effektiv zu einer Nische.

NFTs: Eigentum aus künstlicher Verknappung

Neben dem sich rasch entwickelnden Umfeld der Blockchain-basierten Kryptowährungen, die als Technologie weitgehend quelloffen sind, ist in den letzten fünf bis zehn Jahren ein neuer Rahmen für digitale Objekte entstanden,[3] der von der Welt des Sammelns von Kunst oder anderer Wertgegenstände inspiriert wurde. Die beiden Welten – digitale Währungen und Sammlerobjekte – haben sich in Form von nicht-fungiblen Token (NFT) zusammengefunden, d. h. einem Eintrag in einer Blockchain, der das Eigentum an etwas Einzigartigem repräsentiert, das normalerweise woanders liegt. Die Schlüsseleigenschaften solcher (physischen oder digitalen) Objekte sind ihre Seltenheit, der soziale Status, den ihr Besitz verleiht, und die Möglichkeit, sie auf spezialisierten Märkten zu handeln. Als solches steht dieses Verständnis eines digitalen Objekts im grundlegenden Gegensatz zur Vorstellung von gemeinsam genutzten, nicht rivalisierenden Ressourcen. Tatsächlich ist es gerade die extreme Form der Rivalität, die einzigartige oder seltene Gegenstände darstellen, die notwendig ist, damit sie Wert erlangen. Außerdem entfällt die Notwendigkeit der Kontrolle über die Kopie, da der Schwerpunkt auf den »Originalen« liegt, die sich grundlegend von den »Kopien« unterscheiden. Nun ist in einem digitalen Kontext die Unterscheidung zwischen »Original« und »Kopie« aus materialistischer Sicht unsinnig, da es kein Original gibt und alle Kopien identisch sind. Die gleiche Situation besteht jedoch auch anderswo, zum Beispiel in der Fotografie, wo der erste Abzug im Prinzip dem 1000sten Abzug desselben Bildes entspricht (sei es von einem physischen Negativ oder einer digitalen Datei). Nichtsdestotrotz hat der Kunstmarkt Wege gefunden, eine feine Differenzierung einzuführen, von »Originalen« (d. h. einer begrenzten Anzahl von Drucken, die von den Künstlern signiert sind) zu »authentifizierten Reproduktionen« (die von einem exklusiven Händler mit Zugang zum Künstler oder seinem Nachlass hergestellt werden), Büchern, die nach Qualität und Preis segmentiert sind, billigen Reproduktionen wie Postern, Postkarten, T-Shirts, bis hin zu »schlechten Bildern«, die im Internet kursieren. Die Konzeptkunst hat durch verschiedene Formen der »Aneignung« sogar Wege gefunden, massenhaft produzierte Kopien (z.B. Werbeanzeigen) wieder in neue, äußerst seltene Originale zu verwandeln, die für Millionenpreise verkauft werden (Harrison 2012). In all diesen Fällen ergibt sich der Wert weniger aus dem Material, sondern aus den relationalen Eigenschaften der Objekte. Im Falle der Fotografie ist die Kopie umso wertvoller, je näher sie dem eigentlichen Künstler stand, wobei die direkt berührte oder in anderer Form gesegnete Kopie am wertvollsten ist.

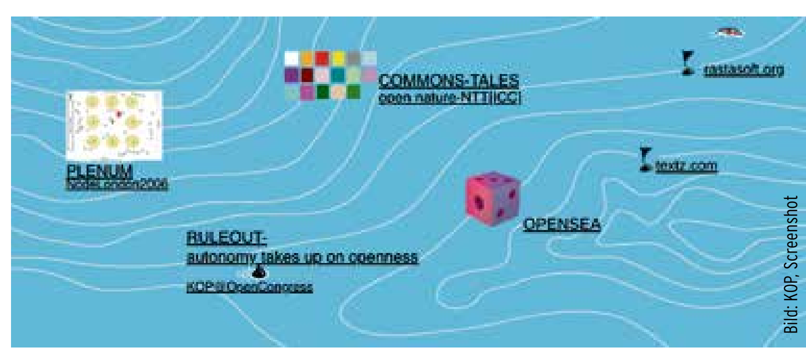


Bild: KOP, Screenshot

Kingdom of Piracy

Bei den NFT wird die Knappheit dadurch erzeugt, dass ein Exemplar (oder eine kleine Anzahl von Exemplaren), das irgendwo aufbewahrt wird, willkürlich als »Original« oder »beglaubigtes« Exemplar bezeichnet wird, und dieses Exemplar dann durch Speicherung eines Verweises darauf in der Blockchain gekennzeichnet wird. In der Blockchain wird nicht der seltene Gegenstand gespeichert, sondern ein Token dafür. Da alle Transaktionen unveränderbar aufgezeichnet werden, kann der aktuelle Besitzer des Tokens immer zweifelsfrei ermittelt werden. Perfekt für den Handel. Da der Wert im Besitz der einen beglaubigten Kopie liegt, besteht keine Notwendigkeit, den Fluss der nicht beglaubigten Kopien zu kontrollieren, selbst wenn sie materiell identisch sind, da es auf die relationalen Eigenschaften ankommt, und die sind bei jeder Kopie anders.

Auch hier hat diese neue Konzeption des digitalen Objekts als einzigartige Entität sowohl praktische Innovationen und einen sehr großen Markt hervorgebracht, als auch ein Übermaß an utopischem Denken, das von der Demokratisierung des Eigentums, der Dezentralisierung des Kunstmarktes bis hin zur Schaffung neuer Genres des kulturellen Ausdrucks und völlig neuer Sektoren der »Kreativwirtschaft« in vollständig digitalen Umgebungen wie Multiplayer-Online-Spielen oder dem Metaverse von Facebook reicht. Für andere ist es eher eine pragmatische Gelegenheit, endlich einen Markt für ihre Kreationen zu finden und etwas Geld zu verdienen, solange es der Markt zulässt. Angesichts des Boom-Charakters der aktuellen Phase gibt es einen gewissen Spielraum für Experimente und unkonventionelle Erfolge, obwohl die dem Kunstmarkt innewohnende Logik zu einer extrem steilen Pyramide tendiert.

Auch wenn oberflächlich betrachtet viel von Gemeinschaft und Demokratie die Rede ist (oft fälschlicherweise mit Dezentralisierung gleichgesetzt), ist die soziale Vision, die durch diese Art von digitalen Objekten vorangetrieben wird, höchst reaktionär. Sie stützt sich auf die tiefgreifenden rechtslibertären Strömungen innerhalb der digitalen Kultur (Golumbia 2016), produziert eine triviale Version von Adam Smiths Gesellschaft unabhängiger Ladenbesitzer als »Schöpfer« und fügt sich vollständig in den Megatrend der Finanzialisierung ein (Haiven 2014). Anstatt die bereits vorherrschende Logik der Finanzspekulation und der wettbewerbsorientierten Märkte in Frage zu stellen, verschärft sie diese,

indem sie immer mehr Menschen dazu verleitet, nach ihren Regeln zu spielen. Eine weitere Verschärfung der für den Neoliberalismus so zentralen Vision einer »Eigentumsgesellschaft«.

Im engeren Sinne führt diese Art von digitalem Objekt sehr altmodische soziale Subjekte wie den »genialen Künstler« und den »Sammler« wieder ein, eine Form hyperbesessener Individuen, die durch den Austausch von Charisma und Geld miteinander verbunden sind. Etwas weiter gefasst, vergegenwärtigt das eine Welt, in der Eigentum die dominierende Beziehung zwischen Menschen und der Welt ist, in der, wie es ein Kunstsammler in Nathaniel Kahns Dokumentarfilm »The Price of Everything« (2018) ausdrückt, »Geld Engagement schafft« und jede mögliche Art von Beziehung als kommerzielle Transaktion realisiert wird. Noch weiter gefasst wird eine Welt vorgestellt, in der der Wettbewerb um und die Ausbeutung von knappen Ressourcen die treibenden Kräfte des gesellschaftlichen Lebens sind. Die grotesken ökologischen und sozialen Kosten werden einfach weggezaubert. Auf andere Weise verfestigt und erweitert dieser Ansatz die bereits vorherrschende, höchst destruktive Logik des extraktiven Kapitalismus.

Bild: CactiStaccingCrane (CC0 1.0)

NFT-Eigentumsdiagramm

Aus systemischer Sicht sind NFTs eine Spekulationsblase, die auf der viel größeren Spekulationsblase der Kryptowährungen aufbaut. Beide stellen Vermögenswerte dar, die keinen intrinsischen und keinen Nutzwert haben, d. h. einen reinen Tauschwert, dessen Wert nur steigt, wenn mehr Geld in das System fließt (ein klassisches Merkmal eines Schneeballsystems). Perfekt für Spekulationen und angesichts des unregulierten Charakters dieser Spekulationen auch perfekt für zügellosen Betrug, sowohl in der größeren Welt der Kryptowährungen als auch in der kleineren Welt der NFTs. Daher ist es schwer zu glauben, dass sowohl die kleinere als auch die größere Blase nicht irgendwann platzen werden. Angesichts der Größe dieser Blasen und des verzweifelten Zustands der Gesellschaft schon vor dem Crash ist es unwahrscheinlich, dass das Ergebnis schön sein wird (Nolan 2022).

Selbst wenn diese Blasen platzen, werden diese Instrumente und Ideen nicht verschwinden. Es gibt sehr wahrscheinlich Nischen, in denen sich das Konzept der »beglaubigten Kopie« auf der Blockchain als nützlich erweisen wird, und es besteht keine Notwendigkeit, dies an Kryptowährungen zu binden. Es handelt sich dabei jedoch wahrscheinlich um eine Nische, die nicht sonderlich interessant ist, und zwar höchstwahrscheinlich im Bereich der Multiplayer-Spiele und des Metaversums. Angesichts der stark zentralisierten Natur dieser Plattformen gibt es jedoch keinen wirklichen Bedarf für Blockchain oder Kryptowährungen, um exklusives digitales Eigentum zu handeln. Wir werden eher in Dollar und Euro zahlen, um unsere exklusiven Ansprüche in einer altmodischen, zentralisierten Datenbank registrieren zu lassen. Schon jetzt gibt es einen überraschenden Grad an technischer Zentralisierung auf den NFT-Märkten.

Was kommt als Nächstes?

In ihrem utopischen Horizont stellen die Commons und die NFTs radikale und radikal unterschiedliche Visionen dar, und ihre Befürworter unternehmen konkrete Schritte, um sie in der Gegenwart zu verwirklichen, mit Folgen weit über das Digitale hinaus. Die Commons sind konstitutiver Teil einer Welt, in der Menschen durch ein gemeinsames Interesse an der nicht-ausbeuterischen Nutzung und damit langfristigen Existenz einer gemeinsamen Ressource verbunden sind. Dies weist zumindest teilweise über den Kapitalismus und die zerstörerischen Auswirkungen des Extraktivismus hinaus, hin zu einer Welt, in der sowohl informationelle als auch physische Einheiten als »Angelegenheiten von Belang« verstanden werden können. Die NFTs weisen auf eine Welt hin, in der alle Beziehungen als kommerzielle Transaktionen ausgedrückt werden und Privateigentum eine Hauptform der Existenz ist. Vollständig unter den Imperativ des Finanzkapitalismus subsumiert, wird dies hier zu den gleichen Ergebnissen führen, sowohl innerhalb seiner Sphäre (extreme Ungleichheit) als auch in Bezug auf die weitere nicht-menschliche Welt (Ausbeutung und Degradierung).

Wie immer geht es nicht um ein einfaches Entweder-Oder, sondern darum, ob das technologische Potenzial der Blockchain genutzt werden kann, um die soziale Vision der übermenschlichen Allmende voranzutreiben. Das wird nicht einfach sein, wenn man bedenkt, wie tief dies in den destruktivsten Strängen der digitalen Kultur verwurzelt ist. Aber da Technologien nie verschwinden und ihre Möglichkeiten noch nicht vollständig erforscht sind, gibt es dazu keine Alternative.

Literatur:

- Benkler, Yochai. 2002. *Coase's Penguin, or, Linux and The Nature of the Firm.* Yale Law Journal.
- Boyle, James. 1997. *A Politics of Intellectual Property: Environmentalism for the Net?* Duke Law Journal 47 (1): 87-116.
- Golumbia, David. 2016. *The Politics of Bitcoin: Software as Right-Wing Extremism.* Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Haiven, Max. 2014. *Cultures of Financialization: Fictitious Capital in Popular Culture and Everyday Life.* Basingstoke, Hampshire: Palgrave Macmillan.
- Harrison, Nate. 2012. *The Pictures Generation, the Copyright Act of 1976, and the Reassertion of Authorship in Postmodernity.* Art & Education (blog). 2012.
- Moglen, Eben. 1999. *Anarchism Triumphant: Free Software and the Death of Copyright.* First Monday 4 (8).
- Nolan, Hamilton. 2022. *The Ticking Bomb of Crypto Fascism.* In These Times (Jan. 4).
- Sollfrank, Cornelia, Felix Stalder, and Shusha Niederberger, eds. 2021. *Aesthetics of the Commons.* Zurich / Berlin: Diaphanes.
- Stallman, Richard. 1985. *The GNU Manifesto.*
- Turner, Fred. 2006. *From Counterculture to Cyberculture: Stewart Brand, the Whole Earth Network, and the Rise of Digital Utopianism.* Chicago, Ill.: University Of Chicago Press.
- Weber, Steven. 2004. *The Success of Open Source. Cambridge,* MA: Harvard UP.

*Dieser Text ist als erster Teil der (erweiterten) Schreibreihe »From Commons to NFTs« im Online-Magazin Makery (*https://www.makery.info/en/*) erschienen, die von Shu Lea Cheang, Felix Stalder & Ewen Chardronnet initiiert wurde. In Anbetracht der (geplatzten) spekulativen Blase der NFTs bringt die Serie den Begriff der Commons aus der Zeit um die Jahrtausendwende zurück, um über die Transformation der kollektiven Vorstellungskraft nachzudenken und in sie einzugreifen.*

---

[1] http://mauvaiscontact.info/kop/
[2] http://mauvaiscontact.info/kop/html/proposal.html
[3] https://www.altpress.com/meta/history-of-nfts-non-funfible-tokens/

Felix Stalder ist Professor für Digitale Kultur und Theorien der Vernetzung an der Zürcher Hochschule der Künste, Vorstandsmitglied des World Information Institute und Mitglied des freien Forschungsprojekt »Technopolitics« (beide in Wien) und langjähriger Moderator der internationalen Mailingliste <nettime>. felix.openflows.com

Es könnte auch anders sein.

Ein Auszug aus dem Roman »Der Zweite Kontinent« von *Alexander Keppel*.

In seinem Debütroman zeichnet Alexander Keppel eine parahistorische Welt. Nicht britische, sondern österreichische Seefahrer haben im ausgehenden 18. Jahrhundert die Terra Australis entdeckt. Österreich ist heute, im Mai 1968, eine europazifische Monarchie. Die Weltkriege fanden nicht statt …

(Café Aiolos im Großlufthafen *Ignatz Etrich* zu Falkenberg bei Triest)

Ich setzte mich an einen kleinen Tisch, von dem aus man einen guten Ausblick auf die Rollfelder mit ihren rotierenden Hallen hatte, die früher zur Unterbringung der großen Luftschiffe errichtet worden waren und heute die *Concordia*-Maschinen beherbergten. Sie waren der ganze Stolz unserer zivilen Luftflotte. Kurz darauf trat auch schon der Oberkellner heran, ein beleibter, alter Knabe mit Spiegelglatze und gewichstem Schnäuzer. Er musterte mich aus seinen feuchten Kulleraugen von oben bis unten und sagte mit süßlicher Stimme:
»Ja Grüß' Gott, was darf ich Ihnen denn *Schönes* bringen, Herr Fähnrich? Steht Ihnen übrigens *formidabel*, die Uniform, wenn ich mir das Kompliment erlauben darf.«
Ich bestellte einen Verlängerten, schwarz, und dazu eine Schaumrolle.
»Sehr wohl, sehr wohl, kommt sofort, Herr Fähnrich!

[…] Für einen Wiener Oberkellner, der er dem Akzent nach war, hatte er mir eindeutig zu gute Laune.
Vom Zeitungstisch nahm ich mir die *Neue Zürcher* und die *Presse* mit an den Platz, als plötzlich mit einem Knall die metallenen Flügeltüren des Cafés aufschnellten. Da hatte wohl wieder ein Trottel das Gewicht von Aluminium überschätzt. Eine größere Gruppe Personen stürzte nicht minder geräuschvoll ins Kaffeehaus. Es schien sich hier um eine Familie zu handeln. In ihrem Zentrum stand ein alter Mann von gut siebzig Jahren. Lahmend, doch dabei umso zielstrebiger durchquerte er den Saal, vorbei an der reich bestückten, süßen Vitrine mit den Mehlspeisen. Sein herrischer Gang wollte dabei nicht so recht zu seiner gebückten Statur passen. […] Er verströmte den harten Stolz des Krüppels, doch er war der Patriarch, daran gab es keinen Zweifel.

Das aschfarbene Haar hing ihm in dünnen, fettigen Strähnen auf seine sackartig abfallenden Schultern hinab. Er war schlecht rasiert, weiße Bartstoppeln staken ihm wie Stacheln einer alten Kaktee aus dem Gesicht. Sein Mund war ein beinahe lippenloser Schlitz. Die hohe Stirn des Mannes endete wie ein Visier über intensiven, wasserblauen Augen, die sich aus tiefen Tränensäcken emporstülpten. Seine abrupt endende Nase wirkte wie nachträglich ins Gesicht gesteckt und konnte durchaus als gemein bezeichnet werden. Der Herr trug ein formloses Sacco in einem gelbstichigen Ockerbraun, das ihm gleichzeitig zu klein und zu groß am Leibe saß. Es war deutlich abgetragen und an den Ellenbogen beinahe durchgewetzt. Dem Schnitt nach zu urteilen, musste es noch aus den Dreißigern stammen. Der brüchige Stoff war hier und dort mit bunten Farbklecksen und Schlieren überzogen. Dazu trug er weite, maronifarbene Knickerbockerhosen zu derben, grauen Wollsocken, die in stumpfschwarzen, ausgetretenen Stiefeletten steckten. Ein Sandler mit Sendungsbe-wusstsein?

Sein abgerissenes Äußeres tat der starken Präsenz des Mannes jedoch keinen Abbruch. Die rechte Hand suchte und fand nun die jener korpulenten Aboriwelschen, bei der es sich wohl um seine Gemahlin handeln dürfte. Diese trug ein grobes, eierschalenfarbenes Leinenkleid, dessen Stoffmassen ihren mächtigen Körper umhüllten. […]
Um das ungleiche Paar wuselte eine Schar von sichtlich aufgeregten Kindern und Enkeln. Vielleicht waren sie zum ersten Mal hier in den *Altlanden*, wie man *Darüben* nicht ohne Spott zur europäischen Reichshälfte der Monarchie sagte. Die krauslockigen Enkelkinder – Buben und Mädchen gleichermaßen – tobten im Kaffeehaus umher.

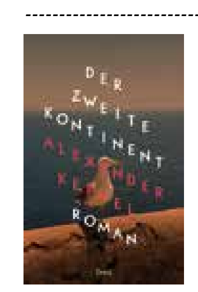
[…]
Endlich, als hätte er auf den wirkungsvollsten Moment gewartet, trat nun gemessenen Schrittes der Herr Ober heran, um sich dieser überseeischen Großfamilie anzunehmen, die da *sein* Kaffeehaus in Aufruhr brachte. […]
Der Alte ließ den Kellner, der das Gesicht einer harten Oberschwester mit weichem Kern aufgesetzt hatte, herankommen und sagte dann mit tiefer, sonorer, ja angenehmer Stimme, die nicht recht zu seiner enervierten Erscheinung passen wollte:
»Grüß Sie Gott, Herr Ober, wären Sie doch bitte so freundlich uns eine Tafel dort herzurichten, an der wir alle Platz haben? Diese da vielleicht? Wir sind zwölf Personen insgesamt.«
Er wies mit dem Arm auf einen bequemen Ecktisch mit sechs Sesseln.
Der Ober lächelte mild und antwortete:
»Bedaure der Herr, […] aber wir haben im ganzen Salon keinen einzigen Tisch, für so viele Herrschaften. Aber vielleicht finden Sie ja unten ein passenderes Lokal für Sie und Ihre reizende Familie«.
Es war offensichtlich, dass er die Gruppe als nicht statthaft für das *Café Aiolos* erachtete. Doch der Alte ließ nicht locker:
»Guter Mann, wir haben die Luftreise von Asch kommend hinter uns und würden uns doch am liebsten hier bei Ihnen, im ersten Haus am Platze, stärken. Ich bin mir sicher, dass sich da etwas machen lässt.«, sagte der Greis mit dürftig kaschiertem Unmut.
»Ich habe Geld.«, fügte er noch hinzu, etwas leiser wie mit einer Spur alter Scham. Der Ober riss seine Schweinsäuglein auf und griff sich mit den Händen an die fetten Wangen. Dann sagte er mit unverhohlenem Spott:
»Oh, vielen Dank gnädiger Herr, das ehrt uns aber sehr, dass *Sie* ausgerechnet bei uns zu speisen geruhen wollen. Doch ich fürchte leider, dass ich Ihrem Wunsch nicht werde nachkommen können. Wir haben heute schon am Nachmittag so viele Reservierungen, da brauche ich jeden Tisch und jeden Sessel.«
Ich sah mich um. Von den vielen Tischen, die in meinem Blickfeld lagen, war nur ein einziger mit einer Reservierungstafel zu sehen. Eine glatte Lüge also.

Bild: Giuseppe Riccobaldi, Montage: A. Keppel

[…]
Der Alte stand nun, eingegossen im Beton seiner Demütigung, wie angewurzelt da. Den Kopf hatte er an die Brust gepresst. Sein strähniges Haar hing ihm tief ins Gesicht. Er tremolierte am ganzen Leib. Mit seiner zitternden Rechten fuhr er nun langsam unter sein zerschlissenes Sacco. Mit einer kleinen Pistole kam sie wieder zum Vorschein. Der Ober zuckte quiekend zurück und stieß dabei rücklings an die Bäuche der beiden Söhne des Alten, die sich inzwischen dicht hinter ihm aufgebaut hatten. Der Alte trat nun ganz nah an den Ober heran und setzte ihm die Waffe auf den Wanst. Nun blickte er langsam zu dem gut zwei Köpfe größeren Mann auf, spießte ihn auf seinen stechenden Blick und sagte gepresst aber eindringlich:
»*Kellner*, hören Sie mir jetzt genau zu, denn ich werde mich nicht wiederholen: Sie werden uns jetzt diesen Tisch dort decken und Sie werden dabei keinen Mugatzer machen. Sollte ich merken, dass Sie irgendwem im Laufe unserer Anwesenheit *davon* erzählt haben, werde ich Sie wegen Ihrer schlechten Manieren meiner Familie und mir gegenüber bestrafen, denn Sie haben offensichtlich keinen Tau, wer ich bin. Haben Sie mich verstanden, Sie kulturloser Mensch?«
Der Ober grinste nervös und blickte sich nach seinen Kollegen um, doch keiner der Kellner war in Sicht. Schweiß perlte von seinem haarlosen Haupt. Der Alte fixierte den Ober weiterhin und ließ dann die Waffe langsam wieder unter seinem Sacco verschwinden. […]
Die Überheblichkeit jenes Gastronomen, der sich für etwas Besseres hielt, nur weil er dann und wann *etwas Besseres* bedienen durfte und dabei manche, bessere Wendungen und Handlungen aufklaubte, war vollständig aus seinem pockennarbigen Gesicht gewichen. Die beiden Söhne des Alten machten jeweils einen Schritt zur Seite und entließen den Ober in seine Pflicht. […]
Der Alte sank nun erschöpft auf einen freien Sessel und tupfte sich mit einem gräulichen Taschentuch die Stirn.
Der Kopf und seine schmalen Schultern hingen herab.
Es war, als sei er zusammengefallen zu einem Häufchen alter, schmutziger Wäsche.
[…]
Die ganze Zeit über hatte ich das Gefühl, diesen Menschen schon einmal gesehen zu haben – aber wo? In der Zeitung vielleicht oder im Televisor? Doch es fiel mir beim besten Willen nicht ein. Der Tisch der Familie war in Hörweite zu meinem, so konnte ich hinter meiner Zeitung wenigstens ein paar Gesprächsfetzen erhaschen. Der Alte wandte sich nun an den Sohn, der rechts von ihm saß.
»Gustav, sage mir, was ist denn nun mit den Bildern? Kommen sie denn auch wirklich rechtzeitig an? Am fünften September müssen sie in Linz sein! Das wird wohl meine letzte Ausstellung.«
»Lieber Vater«, sagte der untersetzte, schon graumelierte Mann.
»Du kannst dich auf uns verlassen. Hagen und ich haben uns um alles gekümmert. Die Spedition hat mir versichert, dass das Postschiff spätestens am 28. August in Triest sei. Von dort brauchen die Bilder mit der Spedition nur mehr zwei Tage nach Linz.«
Der Alte schien nicht überzeugt.
»Na, wollen wir es hoffen, wollen wir es hoffen, dass alles gut geht, Gustav. Ich verlass' mich auf euch! Du weißt, wie unzuverlässig der Lloyd geworden ist, seit sie immer mehr mit der Fliegerei machen.«
»Deswegen hatten Hagen und ich ja auch vorgeschlagen, die Bilder mit der Luftpost zu transportieren. Dann wären sie in zwei Wochen und nicht in drei Monaten da.«
»Unsinn, Gustav!«, rief der Alte und hieb herrisch mit der flachen Hand auf den Tisch.
»Ich gebe meine Bilder niemals in diese Flugkisten! Das ist viel zu unsicher! Mich konntet ihr ja überreden, dein Bruder und du. Ich hab' ja nicht mehr lang', ein Kadaver bin ich bald schon. Aber in diesen Bildern – da ist doch alles von mir drin! In diesen Bildern, da bin ich doch unsterblich! Und nun stellt euch doch nur mal vor, eines dieser Dinger stürzt ab! Dann ist alles ja vernichtet, mein Werk, ich, alles für die Fisch'! Dann bin ich nie gewesen!«, setzte er nach und hob auf theatralische Weise seine bebenden Handflächen in die Höhe […]
Wenn man sein Herz einmal an die Heimat gehängt hat, genügt das ja. Obwohl ich fast mein ganzes Leben Darüben verbracht habe, habe ich mein Herz nun einmal drangehängt an die *Altlande* und vor allem an mein schönes Linz. Und da hängt es nun eben immer noch. Manchmal tropft sogar noch ein Tropferl Blut heraus. Aber wo soll ich mein Blut sonst auch hingeben? Das rote Kreuz nimmt's nicht, weil's versaut ist, man muss ja reines Blut haben.«, raunte der Alte und lächelte finster.

Ich beobachtete, wie sein linker Arm schlaff herabfiel und seine rechte Hand wieder stark zu zittern begann. Auch sein linkes Bein zuckte unter dem Tisch auf und ab, was er versuchte zu unterbinden, indem er es an das Tischbein presste.

Mein Gott, natürlich! Nun dämmerte mir, wer das war. Hiedler! Es handelte sich hier um Adolf Hiedler! Jenen berühmten Auswanderer-Maler, dessen Spur sich für über zehn Jahre auf dem Zweiten Kontinent verloren hatte, bis er plötzlich wie aus dem Nichts samt aboriwelscher Frau und Familie wiederaufgetaucht war. Man hatte ihn für tot gehalten und die Suche nach ihm drei Monate später eingestellt…



»Der Zweite Kontinent« von Alexander Keppel ist im Frühjahr 2022 bei Drava erschienen.

265 Seiten, 21 Euro

Alexander Keppel, geboren 1982 in Berlin. Studierte Kommunikationsdesign und Freie Kunst in Potsdam und Posen. Lebt seit 2015 in Wien. Betreibt den Blog »Der Luftraum« auf derstandard.at.

Building a European Cultural Backbone

Warum Europa für demokratische Diskursräume unabhängige Medieninfrastrukturen und freie Softwarelösungen braucht. Von *Alexander Baratsits* & *Franz Heinzmann*, editiert von *Ingo Leindecker*.

In demokratischen Gesellschaften haben Medien als sogenannte »Vierte Gewalt« bekanntlich die grundlegende Funktion der Information, Meinungsbildung und Kontrolle der drei weiteren Gewalten im Staat. Seit Längerem befinden sich die Medien der europäischen Demokratien allerdings in einer Krise, vor allem die Disruption bisheriger Geschäftsmodelle durch digitale Plattformen haben zu dramatischen Verlusten von Werbeeinnahmen geführt. Gleichzeitig findet die Kommunikation im digitalen Raum überwiegend auf US-amerikanischen oder chinesischen Plattformen statt, deren Nutzungsbedingungen naturgemäß nach kommerziellen Kriterien und nicht nach den Interessen des Gemeinwohls ausgestaltet sind. Um nicht länger von diesen Plattformen abhängig zu sein, reicht Plattformregulierung alleine nicht aus. Vielmehr braucht Europa mittel- und langfristig eine eigene souveräne digitale Infrastruktur basierend auf europäischen Werten. Ein wichtiger Aspekt dabei ist eine demokratische Governance, wobei die Einbindung der Zivilgesellschaft ein Lackmustest für die demokratische Reife sein muss. Ein European Open Media Fund sollte dabei für zivilgesellschaftliche Non-Profit-Medien dazu dienen, die Digitalisierung voranzutreiben sowie die Bildung und das Kuratieren als auch den Austausch von europäischen Formaten und Programmen für unterrepräsentierte Gruppen zu fördern.



Fand im Mai in Linz statt

Der Aufstieg der sozialen Medien führte nicht nur zu einer Verlagerung der Nachrichtenrezeption weg von den journalistisch-redaktionellen Massenmedien hin zu monopolistischen Plattformen, sondern auch zu einer generellen disruptiven Veränderung des Mediensektors mit mehreren wichtigen Auswirkungen: Persönliche Profile von Nutzer:innen werden an kommerzielle und politische Kund:innen vermarktet, was zu einem System der Massenüberwachung und der Intransparenz führt. Gleichzeitig wird mit Hilfe von Algorithmen die Aufmerksamkeit und damit auch die Aktivität der Nutzer:innen auf Dienste gelenkt, die die meisten Interaktionen dadurch auslösen, dass sie starke positive oder negative Emotionen unterstützen. Dies verstärkt die politische Polarisierung unserer Gesellschaften. Nicht zuletzt findet eine massive Verlagerung von Werbegeldern zu den Big-Tech-Plattformen statt. Auf diese Weise bekommen diese, vorwiegend aus den USA und China, immer mehr Einfluss darauf, wie wir miteinander kommunizieren.

Die EU hat nun mit reichlich Verspätung eine Reihe an regulierenden Maßnahmen für digitale Dienste und Online-Plattformen aufgestellt. Sie sollen unter anderem dem Mediensektor einen besseren Zugang zu Finanzmitteln bieten, die digitale Transition im audiovisuellen Bereich unterstützen und zusätzlich europäische Datenräume für Datenaustausch und Innovation in der Medienbranche fördern. Im Fokus stehen außerdem die Schaffung von Medienkompetenz bei den Bürger:innen sowie eine Stärkung der Zusammenarbeit der Regulierungsbehörden. Gegen die zunehmende Desinformation soll vor allem der kürzlich verabschiedete »Digital Service Act« (DSA) regulierend eingreifen. Mit dem »Digital Market Act« (DMA) wiederum werden nun EU-weite, harmonisierte Regelungen zur Schaffung von fairen und offenen digitalen Märkten eingeführt. Der Missbrauch künstlicher Intelligenz soll durch den »Artificial Intelligence Act« (AI Act) hintangehalten werden. Nicht zuletzt soll der Medienpluralismus durch den »European Media Freedom Act« geschützt werden.

Diese Maßnahmen der EU sind in einigen Teilen sehr zu begrüßen. Mehr Medienkompetenz und mehr Regulierung der großen Plattformen allein werden jedoch keinen European Public Space herstellen können. Google, Facebook & Co. haben kein Interesse daran, für unsere europäischen Demokratien die Funktion der vierten Gewalt zu übernehmen. Selbst wenn die neuen Regulierungsmaßnahmen wirksam umgesetzt werden, bleibt die Frage, wie Pluralismus und demokratische Kontrolle über die Verfasstheit unserer europäischen Öffentlichkeiten im (dominierenden) digitalen Raum hergestellt werden kann.

Unabhängige europäische Infrastrukturen für einen European Digital Public Space

Das Projekt European Cultural Backbone ist der Versuch, einen Prototyp eines European Public Space zu entwickeln, eine europäische öffentliche Sphäre, die, basierend auf einer souveränen und öffentlichen, digitalen europäischen Infrastruktur, demokratische Grundrechte sichert. Im Gegensatz zu den geschlossenen monopolistischen Plattformen soll sie offene Standards verwenden, so dass neue Technologien leicht wiederverwendet werden können (Open Source, Interoperabilität, Übertragbarkeit).

Im Zentrum steht ein Netzwerk aus Plattformen, die untereinander Metadaten zu audiovisuellen Medien austauschen. Technisch braucht es dazu ein Set an Tools, mit denen eine solche Vernetzung in Anbindung an bestehende Infrastruktur hergestellt werden kann. Organisatorisch ist es ein Netzwerk mit demokratischer Verfasstheit, das durch inhaltliche Kooperationen und Schnittmengen die technischen Möglichkeiten in eine öffentlichkeitsgenerierende Praxis überführt – als Beispiel und Experimentierfeld, wie zivilgesellschaftlicher Diskurs und »öffentlicher Diskurs« interagieren können. Entstehen soll also keineswegs ein »EuroTube«, sondern ein Netzwerk europäischer Plattformen unter demokratischer Kontrolle, das dezentral weiterentwickelt werden soll. Die Kernfrage wird sein, wer anstelle der kommerziellen Plattformmonopole diese öffentliche Infrastruktur betreibt. Gleichzeitig müssen folgende Fragen beantwortet werden: Wie kann eine demokratische Organisation gesichert werden? Wie funktioniert die Finanzierung, sodass Unabhängigkeit gewährleistet ist? Welche Sondermaßnahmen werden gesetzt, um ergänzend aktiv Maßnahmen zur Förderung von Vielfalt zu organisieren?

Die beteiligten Plattformen[1] stehen sich inhaltlich und organisatorisch nahe und verfügen über eigene Systeme der Community-Moderation. Sie fühlen sich den Grundrechten, insbesondere der Meinungsäußerungsfreiheit verpflichtet und treten für respektvolle und wertschätzende Kommunikation ein. Auf Basis der abgestimmten Grundsätze und der gemeinsamen Werte soll so ein Vertrauensnetzwerk entstehen, das einen konstruktiven Public Space bildet. Dafür werden kulturelle Praxen zu entwickeln sein, wie über Sprachbarrieren hinweg ein Diskursraum für europäische Debatten genutzt werden kann, etwa durch Kuratierung/Kontextualisierung/Moderation von Inhalten durch lokale Knoten, seien es öffentlich-rechtliche oder Community Medien.

Technische Layer

In der ECB Developer Community werden die dafür notwendigen Werkzeuge wie Spracherkennungs- und Übersetzungstools, Replikation von Metadaten, Vorschlagsysteme etc. als Open Source zur Verfügung gestellt. Ziel ist es, sich gemeinsam mit Kolleg:innen aus den öffentlich-rechtlichen und Open GLAM-Bereichen (Galleries, Libraries, Archives, Museums) auf allgemeine Standards zu verständigen, um hier ein gemeinsames Ökosystem für eine nachhaltige Technologieentwicklung aufzubauen. Jede Plattform selbst entscheidet, welche algorithmischen Such- und Vorschlagsysteme wie zum Einsatz kommen. Im Netzwerk ist deren Funktionsweise offenzulegen, um Transparenz gewährleisten zu können.

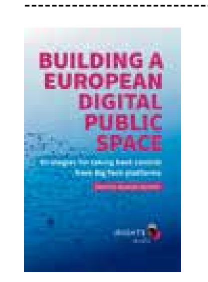
Mit automatischer Spracherkennung können umfangreiche Bestände an audiovisuellen Produktionen in Text verwandelt und somit maschinenlesbar über eine Suchmaschine zugänglich gemacht werden. Diese kann von jedem Knotenpunkt selbst oder durch gemeinsam genutzte Server betrieben werden. Damit ist gezielte Recherche, potentiell angereichert durch automatisch extrahierte Schlagworte, auf einer Bandbreite an Communitymedien möglich. Ist ein Inhalt erst einmal als geschriebener Text repräsentiert, können Schlagwörter extrahiert und darüber Verbindungen zwischen themenverwandten Beiträgen über Sprach- und Knotengrenzen hinweg hergestellt werden.

Neben der Recherche kann eine vernetze Plattform mit vielfältigen Inhalten auch neue Wege zur automatischen Recommendation von Beiträgen anbieten. Gemeint sind damit Vorschlagsysteme, die aufgrund des bisherigen Nutzungsverhaltens, das mit jenem anderer Nutzer:innen verglichen wird, neue Inhalte vorschlagen. Aufgrund der Fülle an laufend neuen Informationen (im cba etwa werden jährlich mehr als 10.000 neue Produktionen hochgeladen) ist eine redaktionelle Auswahl und Darstellung nur begrenzt möglich. Das heißt, der Betrieb eines Vorschlagsystems ist unausweichlich, wenn auch Nischenthemen adäquat verbreitet werden sollen.

Die ebenfalls notwendige Inhalte-Moderation ist gewissermaßen die Kehrseite der Recommendation. Für Plattformbetreiber (Nodes) wie auch für User:innen ist sie unabdingbar, rechtliche Gründe sind offenkundig. Im ECB sollen die vorhandenen Projekt- und Diskursstrukturen der Partnerorganisationen dafür genutzt werden, ein föderiertes Vertrauenssystem zur Moderation von Inhalten zu implementieren. Das bedeutet: Moderationsentscheidungen stellen – vielleicht abseits von Copyright-Verstößen – ein separates Layer über den veröffentlichten Inhalten dar, das ähnlich wie Metadaten zwischen den teilnehmenden Nodes ausgetauscht werden kann. Die Nodes diskutieren intern ihre Policies, setzen sie autark um – und können dann die getroffenen Entscheidungen automatisch mit anderen Nodes kommunizieren, die wiederum entscheiden können, ob sie einem anderen Node in der Moderation folgen oder nicht. Damit kann die notwendige Arbeit aufgeteilt werden und zugleich bleibt die redaktionelle Autonomie einzelner Knotenpunkte gewahrt.

Über solche Systeme können Moderationsentscheidungen und der Umgang mit Hate Speech, Zensur, Safer Spaces für marginalisierte Gruppen und anderen Fragestellungen rückgebunden werden – an die partizipativen Strukturen der einzelnen Netzwerkknoten. Damit werden einerseits notwendige Diskurse ausgetragen, andererseits bleibt eine Autonomie bestehen, die abweichende Publikations- und Moderationsstrategien ermöglicht und darüber hinaus einer Meinungsäußerungsfreiheit ebenso zuträglich ist wie der Etablierung von Räumen, die auch marginalisierten Gruppen Medienpraxen ohne Diskriminierung ermöglicht.

Entscheidend wird sein, was sich aus diesen geteilten Beständen machen lässt. Hier liegt die große Chance, sich gemeinsam den aktuellen Stand der Technik für gemeinnützige und egalitäre Zwecke nutzbar zu machen. Im Zuge des Hackathons und der Konferenz »Building a European Cultural Backbone« von 23. - 28. Mai in Linz wurde eine Reihe dieser technischen und politischen Aspekte vorgestellt und diskutiert. Vorträge, Diskussionen und Panels stehen als Videos online unter *https://cba.media/labs-conference* zur Verfügung.



Dieser Text ist ein Amalgam aus zwei Aufsätzen, die in der Publikation »Building a European Digital Public Space – Strategies for taking back control from Big Tech platforms« im Verlag irights.info erschienen sind: https://www.irights-lab.de/publikationen/dps

---

[1] Das österreichische cultural broadcasting archive (*cba.media*), die Austausch-Plattform der deutschen Freien Radios FRN (*freie-radios.net*), die Community Radio-Plattform in Barcelona XRCB (*xrcb.cat*) und die Irische Community Radio- und Fernseh-Plattform Near (*nearfm.ie*)

Ingo Leindecker ist u.a. Bildender Künstler und Hauptentwickler des cba.

Radiokunst als Utopie

Anlässlich der Veranstaltung RADIOTOPIA im Juli auf der MS Stubnitz in Hamburg gibt *Rosa Windt* einen Überblick über Radio als Medium der Kunst.

Das Denken hat verschiedene Geschwindigkeiten. Alltägliche, schnelle, abhandelnde, mäandernde, zermürbende, schlafraubende, stupide und funktionale, aber manchmal auch eine – etwa auf langen Autofahrten – in der das Denken Schleifen schlägt, sich mit Erinnerungen, Unbekanntem und Landschaft zu etwas Gemächlichem und gleichsam Produktiven addiert. Eine von zahlreichen Formen der »Radiokunst« kann Teil dieses Zustandes werden, meist spät in der Nacht und unerwartet, wenn Sender ihr massenmedial angepasstes Programm zurückstellen können. Doch auch initialisiert und an anderen Orten als dem Auto schreibt sich das Hören von Etwas, von Radio, beinahe immer als koexistente Erinnerung mit dem Sehen, Fühlen oder dem Raum ein. Die Rezeption von Radiokunst lässt sich in dieser Hinsicht als extrem individuell, vermutlich sogar einzigartig beschreiben und bildet so auch ein grundsätzlich ambivalentes Verhältnis von Senden und Empfangen ab. In dieser Hinsicht entstanden bereits kurz nach der Einführung des Radiofunks in den 1920er-Jahren erste experimentelle Formate, die das Medium über seine Funktion als Übermittler von Informationen hinaus untersuchten. Als Gegenentwurf einer elitären und den Oberschichten vorbehaltenen Betrachtung von Kunst schreibt die Moderne den Rezipierenden dabei eine signifikante Rolle zu und etliche künstlerische Konzepte erklären eine Aktivierung der Autorschaft zum Mittelpunkt ihrer Auseinandersetzung.

Bertold Brechts 1929 ausgestrahltes Radioexperiment »Der Flug der Lindberghs« konstruierte, anlässlich Charles Lindberghs erster alleiniger Überquerung des Atlantiks per Flugzeug, so beispielsweise aus verschiedenen Perspektiven und mit wechselnden Stimmen einen fiktiven Erlebnisbericht. Dieser überführte das mediale Großereignis mittels Radioübertragung in den privaten Raum und erlaubte allen Mithörenden, selbst die Perspektive des Piloten einzunehmen. In ausführlichen Beschreibungen der Natur kam der Autorschaft dabei nicht nur eine aktive und nachfühlende Rolle zu, es wurde auf einer Metaebene gleichzeitig auch an einen technischen und wirtschaftlichen Aufschwung adressiert. Das Radio wurde so nicht nur zum Überbringer von Ereignissen, sondern auch von kritischen und künstlerischen Perspektiven. Zu den Wegbereitern der Radiokunst und einer expliziten Untersuchung des Mediums gehören Ende der 1920er Jahre auch Marcel Duchamp, Luigi Russolo oder Filippo Tommaso Marinetti. Und in den folgenden Jahrzehnten gelingt es Orson Wells oder auch Antonin Artaud das Hörspiel als experimentell künstlerisches Format zu etablieren und einem größeren Publikum zugänglich zu machen. In den 1950er-Jahren setzten Fluxus-Künstler wie John Cage das Radio als musikalisches Gerät ein und experimentieren mit Aspekten von Schallwellen und Klangkörper.

Ab den 1960er-Jahren bildet sich Radiokunst im europäischen Raum und insbesondere in Deutschland und Österreich als intermediale Kunstform heraus. Künstlerinnen und Künstler beziehen sich dabei sehr unterschiedlich auf seine technische, mediale sowie symbolische Vielfalt. Untersucht und genutzt wird sowohl das Medium an sich, seine soziale und politische Funktion als Massenmedium, wie auch sein Potenzial als Sender von elektromagnetischen Wellen: Konzepte, die explizit für das Radio entwickelt werden, reflektieren meist auf das Medium im eigentlichen Sinne und gebrauchen Sprache und Musik abseits herkömmlicher Narrationen, während bei (länder-)übergreifenden Radiokunstprojekten die Vernetzung und der Austausch im Vordergrund stehen, und Sendungen häufig an Festivals und Ausstellungen gekoppelt sind. »Expanded Radio« und Sound Art als Formen der Radiokunst kritisieren dagegen vielfach das Radio als Massenmedium und entwickeln alternative Kommunikationsmodelle, die beispielsweise auf additiven und akustischen Aspekten basieren. Aufgrund ihrer vielfach immateriellen oder dematerialisierten und schwer zugänglichen Form, gab es bis in die 1960er-Jahre kaum Möglichkeiten der Erforschung, Dokumentation oder Archivierung von Radiokunst. Erst auf eine Initiative der Weserburg in Bremen hin wurde eine großangelegte Sammlung und Mediathek aufgebaut, die es ermöglichen soll, Radiokunst in ihrem gesamten Kontext, in ihrer Geschichte und Entwicklung darzustellen und zu dokumentieren.



Mit digitalen Entwicklungen wie dem Internet und Internetradio hat sich in den vergangenen Jahren auch zunehmend die Wahrnehmung von Radio und Radiokunst verändert. Stand zuvor vielfach der Gedanke einer Echtzeitübertragung und einhergehenden Authentizität im Vordergrund, stellen sich gegenwärtige Formate wie Podcast und Streaming-Plattformen bereits vielmehr als Dokumentationen dar und negieren einen Live-Charakter aus sich selbst heraus. Dennoch anhaftet dem Medium auch in digitalisierter und auf großen Servern gesicherter Form nach wie vor das Fluide und schwer Greifbare und weckt bei Rezipierenden nach wie vor den Wunsch nach Mitschnitten und eigenen Versionen. Im Zuge der weltweiten Corona-Pandemie ließ sich zudem eine Art Wiederentdeckung des Radios und dem Hören von Inhalten bemerken; etwa entwickelte die Multimedia-Künstlerin Laurie Anderson eine Sendereihe, die es ihr im Austausch mit verschiedenen Leuten sowie auch als Gegenentwurf zu Sozialen Medien erlaubte, über vielfältige Themen zu reflektieren und einem kurzweiligen Sehen, etwa in den Sozialen Netzwerken, das Hören als entschleunigte und kontemplativere Kommunikationsform entgegenzusetzten. Bereits 2017 konzipierte der Sound Artist und DJ Nicoals Jaar mit »The Network« ein Netz aus 111 fiktiven Radiostationen und experimentierte dabei auch mit Netzkunst und Anleihen des Secondlife. Als Rahmen seiner parallel veröffentlichen Alben war die Hörerfahrung, nach dem Vorbild alltäglichen Radiohörens, von Zufallsoptionen bestimmt und reflektierte damit auch auf eine Codierung und De-Codierung tradierter Seh- und Hörgewohnheiten.

Weit über solche temporären Konzepte hinaus untersucht die 1987 von Heidi Grundmann und gegenwärtig von Elisabeth Zimmermann konzipierte Sendereihe »Kunstradio – Radiokunst« im österreichischen Radio die unterschiedlichen Ausprägungen des Mediums und wird zum Gegenstand künstlerischer Reflexion und Kommunikationsraum. Neben einer wöchentlichen Sendung, die überwiegend eigens für das Kunstradio konzipierte Arbeiten sendet, ist das Format gleichzeitig Plattform zahlreicher Symposien und Ausstellungskonzepte geworden, die das Medium Radio unter verschiedenen medienpolitischen, technologischen, sozialen und ökonomischen Kontexten auf sein utopisches wie gleichsam dystopisches Potenzial hin untersuchen. Das fünftägige Zusammentreffen internationaler Radiokünstlerinnen und -künstler unter dem Titel »Radiotopia« auf der MS Stubnitz stellt sich in einen ähnlichen Kontext und unternimmt den Versuch, Raum mit elektromagnetischen Wellen zu besetzten. In Anleihen Joseph Beuys »Sozialer Plastik« soll der physikalische Raum dabei unter Mitwirkung sämtlicher Akteure und akustischer wie visueller Aspekte zum Gesamtkunstwerk werden. Die MS Stubnitz als etablierter Ort von Radio- und Medienkunst wird dabei sowohl als Kunstraum verstanden wie auch als kultureller und akustischer Raum. Als ehemaliges Frachtschiff der DDR wurde die Stubnitz mit der Wende als utopisches und autonomes Projekt gegründet. »Radiotopia« betont nun diesen autonomen Kunstraum sowie die Idee einer fluiden Form von Kunstproduktion und Rezeption. Und mit einer Reihe von experimentellen Ansätzen für das Breitband-Radiospektrum wirft Radiotopia auch einen kritischen Blick auf digitale Netzwerke.

Das Schiff als maritime Gemeinschaft symbolisiert korrelierend ein autonomes und in sich geschlossenes Konzept, das beispielsweise auch im Kontext sogenannter Floating Cities gelesen werden kann: Als futuristische Idee wird die Errichtung von Eigentum vom Land auf das Wasser übertragen und mit Hilfe von Flößen und schwimmenden Plattformen als flexibles und dynamisches Konstrukt verstanden. Das im Sinne einer kulturellen Ausrichtung mit der Stubnitz *verschwesterte* Schiff Eleonore in Linz hat in der Vergangenheit bereits mit solchen Ideen experimentiert und mit »Floating Exposition« beispielsweise neue, schwimmende Ausstellungsflächen im öffentlichen Raum geschaffen. Zu Beginn ihrer Nutzung als *Kulturschiff* bewegte sich auch die Stubnitz für Veranstaltungen programmatisch im europäischen Raum, um einer Musik- und Kulturszene im Hinblick auf ihre lokale Originität zu begegnen und temporär an Impulsen teilzunehmen.

In dieser Hinsicht reflektiert Radiokunst und speziell die Veranstaltung »Radiotopia«, als Gemeinschaftsprojekt von der MS Stubnitz sowie dem Messschiff Eleonore getragen und organisiert, auf prozesshafte und kollektive wie gleichsam soziale und politische Aspekte. Radio als Sinnbild für ein divergierendes Verhältnis zwischen Kultur und Massenmedium wird dabei in einem nichtkommerziellen Kontext verstanden sowie insbesondere auch im Hinblick auf sein utopisches Potenzial auf Bewegung, Raum und eine umwälzende an der Zukunft orientierten Form des Denkens.

Rosa Windt hat Kunstgeschichte, Bildwissenschaft, Germanistik und Philosophie in Hamburg, Berlin und Kopenhagen studiert. Arbeitet im Bereich Kunst, außerdem Beiträge zu zeitgenössischer Kunst in verschiedenen Fachpublikationen. Z.B. 2021 Herausgeberin des Kunstforum International-Bandes This is Not a Lovesong, Zum Verhältnis von Kunst und Musik, *2021, sowie* Memes. Über Schrift und Bild, *2022.*

RADIOTOPIA

Ein Radio-Summit von MS Stubnitz, ∏Node, Stadtwerkstatt und Ö1 Kunstradio
MS Stubnitz, Hamburg, July 13-17, 2022

Auf der MS-Stubnitz findet im Juli 2022 ein internationales Treffen von Radiokünstler:innen statt. Während des Treffens werden Künstler:innen mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln versuchen, den elektromagnetischen Raum zu »besetzen«. Die Bilder und Töne, die übertragen werden, sind als elektrische Signale der Akteur:innen und des Raumes, Teil eines größeren Kunstkontextes. Beim RADIOTOPIA-Summit werden selbstkonstruierte Systeme als Skulpturen im Kunstkontext (Sendeanlagen) in Betrieb genommen.

Eines dieser selbstkonstruierten Systeme ist das STWST-Infolab-Projekt *Zeitdilatation/Schwimmende Empfangsstation*. Es wird derzeit in Linz konzipiert und im Juli im Rahmen von RADIOTOPIA auf der Stubnitz in Hamburg präsentiert: Eine 3-Meter-Parabolantenne wird auf einem Schwimmkörper montiert. Die Antenne empfängt die Wasserstoffstrahlung des Universums. Dieses Projekt will die Signale von Galaxien für die Erzeugung von Zufallszahlen nutzen. Die Station »wechselt« Signale aus verschiedenen Wasserstoffstrahlungen durch einfache Wellenbewegungen des Wassers. Die Empfangsstation kommt danach im September nach Linz retour – und kann bei STWST48x8 DEEP. 48 Hours Disconnected Connecting betrachtet werden.

radiotopia.stwst.at

The Media is the Mess

Im Mai wurde die STWST und zwei weitere Assoziationen von APO33 zu einem/r Media Mess(e) in der Plateforme Intermedia in Nantes eingeladen.

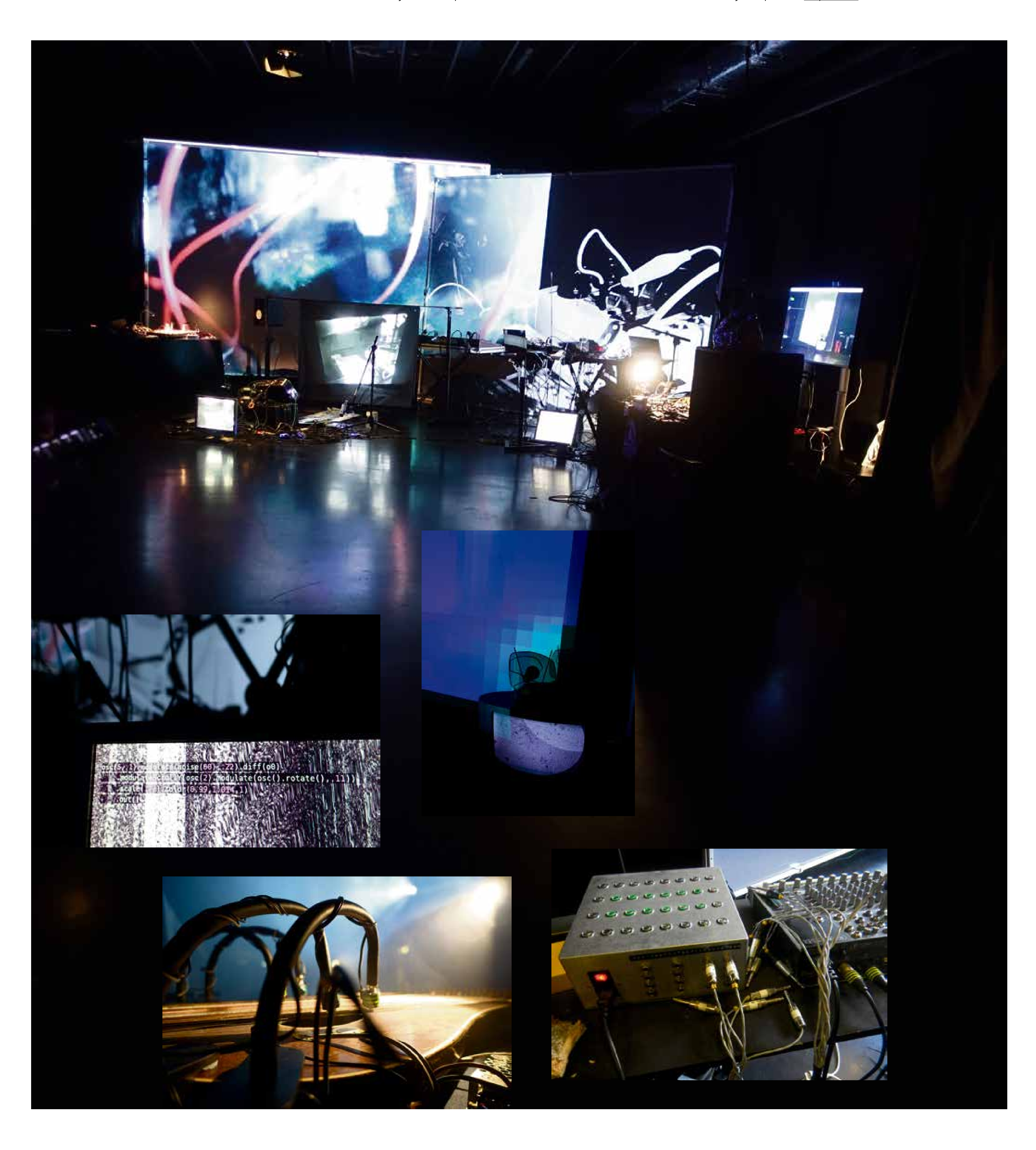
Im Mai 2022 lud APO33 aus Nantes 3 Kunst- und Medienassoziationen zu einem/einer gemeinsamen Media Mess(e). Das STWST New Art Context Department performte hier mit Artist-Hackern aus europäischen Kunst- und Technologielabors und Kollektiven zwischen intermedialer Kunst, DIY, DIWO und Materialaktivismus. Mehrere Bildschirme, mehrere Soundsysteme, unterschiedliche Zugänge zu Media Mass bis Critical Mess wurden zu einer Performance zur »aktuellen Situation der Welt«. Das Ganze startete mit einer performativen Zeremonie von Aufladung von Sinn und Sound und wurde zur visuell-räumlich-sonaren Performance von Humans und Non-Humans an vier Stationen im Raum, die zwischen Gehen, Stahlblock, Wärmekameras, Lichttrigger und vielen anderen Sources und Materialien über zwei Stunden nach und nach einen kollektiven Sonic Mess hochgezogen haben.

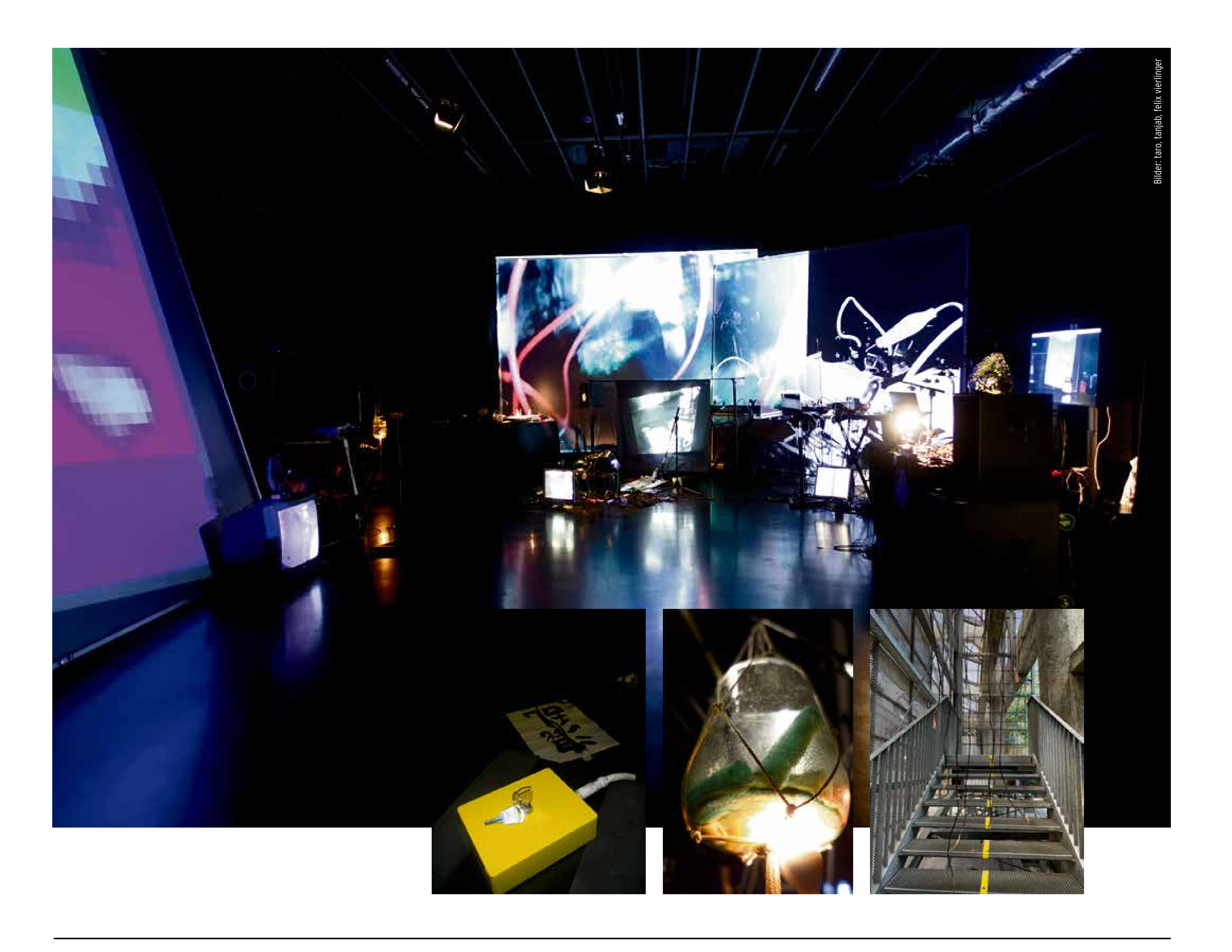
CHALK | SOUND | MIRROR | HUMANS | NON-HUMANS | TRANSITIONS | TRANSFORMATIONS | MACHINES | ABSTRACTUMS | WATER | WALK | THINKING | SOUNDING | DEFORMATION PROFESSIONELLE | (Exemplarisch: STWST, Start Text, Min 0.00-0.40)

Hier einige visuelle Impressionen.

Koop zwischen: APO33 (Nantes / F), Piksel (Bergen / NOR), Medialab Limassol (Limassol / CY), STWST (Linz/A)

Media Mess(e) wurde vom STWST-Kollektiv in einer Praxis der ständigen Neudefinition von Kunstkontexten durchgeführt. Es geht hier um künstlerische Positionen, die sich zwischen Sound, Text, Bild und Untergrund ineinander auflösen. Hier involviert: Tanja Brandmayr, Jan-Nahuel Jenny, Felix Vierlinger, taro.
Watch out for more bei STWST48x8 DEEP. 48 Hours Disconnected Connecting im September: *deep.stwst.at*





Bilder: taro, tanjab, felix vierlinger

Die Punkaustria-Währungsreform

Ab 15. Juni ist der neue Gibling gültig. 10 Jahre nach seiner Gründung überlegt Franz XAVER, der den diesjährigen 11. Gibling konzipiert und gestaltet hat, ob die Communitywährung vor einer Währungsreform steht.

Der Gibling ist seit 2012 das Community-Währungssystem der STWST, wird von der Punkaustria herausgegeben und ist auf Papier im Umlauf. Das trifft auch auf die Giblinge der 11. Edition zu, allerdings ist jeder Gibling dieser Edition als NFP ein einzigartiges Bild und damit individuelles Geld. Zudem ist er mit einem System von Digitalwährung verknüpft.

Der Gibling 2022 wurde von mir als Serie von »Not Fungible Pictures«, als NFP, konzipiert, als Auseinandersetzung mit neuen Werten in Digitalwährungen. Für eine kritische Auseinandersetzung mit Digitalwährungen muss ich einen gewissen »digitalen Intellekt« voraussetzen. Unter diesem Begriff verstehe ich eine kritische, weil per se noch humanoide Perspektive auf die digitalen Entwicklungen unserer Gesellschaft. Es entstehen immer häufiger Verschwörungstheorien und andere absurde Wahrheitskonstruktionen. Dies geschieht meist über Randgruppen, die sich in der Informationsgesellschaft hilflos fühlen und gemeinsame Argumente konstruieren, um sich dann in einer Gruppe gegenseitig zu bestärken. Leider sind es aber nicht mehr nur Randgruppen, in denen das geschieht, diese Tendenzen finden wir inzwischen auch schon in den näheren Umfeldern von Kunst und Kultur. Ich kann mir diese Situation nur über einen fehlenden digitalen Intellekt bzw. ein größeres Bildungsversagen erklären. Aus diesem Grund möchten wir heuer, 10 Jahre nach Gründung unserer Communitywährung Gibling noch tiefer in diese Wunden bohren. Das heißt, wir wollen digitale Argumente in das an sich als Papier-Communitywährung gestartete System miteinbeziehen. Denn die Stadtwerkstatt wurde vor 40 Jahren gegründet, um auf Probleme unserer Gesellschaft aufmerksam zu machen – und Lösungsmöglichkeiten aufzuzeigen. In der STWST waren es Anfang der 80er-Jahre noch analoge Technologien und Fragestellungen rund um Sender und Empfänger, mittels derer ein neuer demokratischer Zugang zu Medien gefordert wurde. Mit den digitalen Techniken der späten 80er- und beginnenden 90er-Jahre entstanden immer mehr computergestützte, rechnerisch bestätigte, unveränderbare, »logische« Tatsachen oder Wahrheiten. Diese digitalen Ergebnisse stellten uns vor völlig neue Herausforderungen im sozio-künstlerischen Umfeld. Mit dem Ausbau der globalen Informationsnetze verschoben sich Wahrheiten immer weiter von humanitären, künstlerischen, religiösen oder ethischen Argumenten zu belegbaren, logischen, globalen Tatsachen. Die Vielfalt an verfügbarer Information wird meist als positiv dargestellt, sie hat aber auch Kehrseiten – denn mit dem Informationsangebot entstanden auch verschiedenste Wahrheitsmodelle, die meist über beachtliche Kapitaleinsätze geschaffen worden sind.

Man vergisst gerne, dass die digitale Entwicklung im Kern nur von Mathematik getrieben wird. Aber selbst marktwirtschaftliche Interessen und jedwede argumentierte Wahrheiten können digitale Entwicklungen nicht stoppen oder verändern. Wir entwickeln uns in Richtung einer maschinellen, mathematischen Welt, in denen Wahrheiten von Computerprogrammen verifizierbar sein müssen. Und da das Internet niemandem gehört, d.h. immer weniger geregelt werden kann, werden menschliche, bzw. auch kapitalabhängige Wahrheiten nicht weiter ihre Gültigkeit behalten können. Ein erster Ansatz dafür ist in der Kryptografie einer Blockchain zu finden, sie entwickelte sich meiner Meinung nach bereits in diese Richtung. Die Basisfunktion ist sehr einfach: Tatsachen der Gegenwart werden mathematisch festgehalten, indem eine Prüfsumme gebildet wird, diese wird in Folge zur Bestätigung einer vergangenen Gegenwart. An diesen Prüfsummen vergangener Gegenwarten gibt es in Folge nichts mehr zu interpretieren.

Das Infolab der Stadtwerkstatt verfolgte diese Verschiebungen von Werten und Wahrheiten. Das war auch einer der Gründe, warum wir 2012 den »Gibling« als alternative Währung geschaffen haben.

Der Gibling

Wir sind nun im elften Jahr unserer eigenen Währung. Ein kurzes Resümee: Durch die Umlaufsicherung der Währung muss jedes Jahr die alte Edition vernichtet werden und verschiedenste Künstler:innen wurden und werden jedes Jahr eingeladen, den neuen Gibling zu gestalten:

2012 Oona Valarie / 2013 Leo Schatzl / 2014 Deborah Sengl / 2015 Michael Aschauer / 2016 Judith Fegerl / 2017 Julius Deutschbauer / 2018 Eva Grün / 2019 Peter Weibel / 2020 OrtnerSchinko / 2021 Shu Lea Cheang

Diese Umlaufsicherung mit der damit verbundene Negativ-Zins ist ein gangbarer Weg, um ein dauerhaftes Währungssystem zu gewährleisten. Solch ein Schwundgeld kann einen kurzfristigen Werteersatz für Waren oder Arbeitsleistungen bieten. Es verhindert Spekulation oder eine Anhäufung von Geld. Teilweise wurde der »Gibling« bereits in bis zu 75 Betrieben in Linz, Wien und Graz als Zahlungsmittel akzeptiert. Der Gedanke eines umlaufgesichertes Geldes ist auch nicht ganz neu, und reicht vom alten

Ägypten über mittelalterlichen Klosterwährungen bis zum solidarischen Anarchismus von Pierre-Joseph Proudhon. Die bekanntesten Versuche waren das WÄRA-Experiment von Schwanenkirchen (1929) und das Wunder von Wörgl (1932). Die Gedanken wurden teilweise über den Begriff der Zinsknechtschaft auch in die Ideologie der NSDAP hineininterpretiert und instrumentalisiert. Den Begriff des Freigeldes formulierte aber Silvio Gesell bereits 1916. Vielleicht aus immerwährenden eigenen Geldnöten haben sich Künstler:innen seit jeher mit verschiedensten Ideen beschäftigt, um Geld abzuschaffen oder es neu zu erfinden. Ein Versuch der letzten 10 Jahre war innerhalb des Gibling-Systems z.B. die »Bundeslade« der Stadtwerkstatt. Sie besteht aus einer Box, in der jeden Monat ein bestimmter Betrag an Giblingen deponiert wurde/wird. Alle Arbeiter:innen der Stadtwerkstatt haben die Möglichkeit, sich Giblinge aus der »Bundeslade« zu nehmen. Sie müssen lediglich Namen, Anzahl der Giblinge und den Zweck der Entnahme in eine Liste eintragen. Sowohl der limitierte Gesamtbetrag als auch das Gesamtsystem von Freiwilligkeit und Selbstkontrolle fördert die Solidarität untereinander. Abgesehen davon, gibt und gab es viele Künstler:innen, die eigene Ich-Aktien oder Geldscheine gestalteten. In der Versorgerin gibt es darüber mehrere Artikel, in denen man sich über die verschiedensten Sondereditionen des Giblings informieren kann. Erwähnt sei hier der 0-EURO-Schein von Michael Aschauer.



Bild: Michael Aschauer

Der Null-Euro-Schein von Michael Aschauer, 2015

Der Givecoin

Auf der Suche nach Alternativen starteten wir bereits 2014 unsere eigene Kryptowährung, den »Givecoin«. Wir wollten uns mit der neuen Blockchaintechnologie auseinandersetzen, um im Sinn des digitalen Intellekts ein wachsames Auge auf die digitalen Entwicklungen unserer Informationsgesellschaft zu haben. Schnell war klar, dass diese »Proof of Work«-Technologie des Bitcoins für uns komplett sinnbefreit ist. Die kryptografischen Blöcke werden nur durch ein absurdes »Ratespiel von Zufallswahrheiten« erzeugt, das über einen künstlichen zugefügten Schwierigkeitsfaktor hinausgezögert wird. Das »Erraten« der Wahrheiten war und ist nur mit einer immer steigenden Rechenleistung möglich. Diese Rechenleistung braucht inzwischen absurd viel Energie. Reguläre Kryptowährungen sind bei einem Energieverbrauch eines mittleren europäischen Staates, um den nächstgültigen Kryptoblock des Bitcoins zu erraten. Nicht einmal die Energieverteuerungen der letzten Wochen haben dieses System ins Wanken bringen können. Die Ethereum-Blockchain, auf der die NF-Token basieren, ist dabei um nichts besser. Um uns aber trotz dieser Widernisse mit diesen Technologien auseinandersetzen zu können, haben wir die Blockchain des Givecoins in ein internes Netz verlegt und »schürfen« die Blöcke mit Hilfe von Sonnenenergie.

Ein Modell unserer Währungsreform

Mit der 11. Edition wollen wir nun die kryptografische Einzigartigkeit mit dem Gibling verknüpfen. Denn mit der kontinuierlichen Schaffung von kryptografischen Ereignissen entstand für uns die Möglichkeit, dieses Geschehen in einen Kontext mit Prozesskunst zu setzen. Die neue Edition des Giblings funktioniert hauptsächlich über Serienbilder. Auf jedem Gibling ist eine Seriennummer, sowie jeweils ein anderes Bild zu sehen. All diese Daten erzeugen die NFPs und sind in den jeweiligen Metadaten des Bildes gespeichert. Mit den Metadaten, Filenamen und dem Bildinhalt wird eine kryptografische Prüfsumme gebildet. Die Prüfsumme wird wiederum in die Metadaten des drauffolgenden Bildes geschrieben – und so fort. Diese Prüfsumme macht das vergangene Bild einzigartig, denn es können weder Bildinhalt, der Filenamen, noch die Metadaten geändert werden, ohne dass sich die Prüfsumme verändert. Dadurch entsteht eine endlose Serie von Bildern und Daten, die jeweils mit den vergangenen Bildern und Daten in einem unauflöslichen Bezug stehen.
Über die 4 verschiedenen Banknoten (1er, 2er, 5er und 500er) gibt es also vier verschiedene Verkettungen von Bildern und Daten. Jede Verkettung hat ein erstes Bild-File, das sogenannte Genesis-File. Dieses Genesis-File entsteht über eine Signatur in unserer Givecoin-Blockchain. Mit jedem Genesis-File entsteht eine Abspaltung von der Givecoin-Blockchain. Dafür gibt es auch einen kryptografischen Begriff – Die »Fork« einer Blockchain. Diese »Fork« kann dann wieder endlos fortgesetzt werden.
Auf der Rückseite jeder Banknote ist eine kryptografische Adresse des Givecoins zu finden. Mit dieser Adresse kann ein Bild (NFP) aktiviert werden, indem man diese Adresse über die Internetseite von *punkaustria.at* eingibt. Als Ergebnis bekommt man den Privat-Key und den genauen Zeitpunkt der Aktivierung. Alle aktivierten NFPs werden dort chronologisch nach dem Zeitpunkt der Aktivierung gereiht. Jede Aktivierung eines NFPs erzeugt aber auch zusätzlich ein weiteres NFP, in dem die Seriennummern aller bisher aktivierten NFPs über eine weitere Prüfsumme gespeichert sind.

Der Bildinhalt

Der wichtigste Bestandteil des Giblings als NFP ist der Bildinhalt. Die Bildinhalte sind Serienbilder und kommen aus unserem Alltag. Auf dem Ein-Gibling-Schein sieht man Feuer, auf dem Zwei-Gibling-Schein die Wellenbewegung des Wassers, und auf dem Fünf-Gibling-Schein vorbeiziehende Wolken. Die Zeitspanne, in der die Aufnahmen gemacht wurden, beträgt jeweils ca. eine Stunde. Pro Stunde wurden etwa 1000 Bilder generiert, das heißt, etwa alle 3 Sekunden entstand ein Bild. Da die Gegenwart mit etwa 3 Sekunden angenommen wird, entspricht diese Zeitspanne circa einer Gegenwartseinheit. Beim 500er-Gibling-Schein ist der Gegenwartsbegriff ein wenig verschoben, darauf ist nämlich das Bild der Erde aus dem Blickwinkel des Weltalls zu sehen. Aus dieser Perspektive verändert sich die Gegenwart der Erde sehr langsam – aus diesem Grund ist hier ein Bild der Erde zu sehen, das sich nur dreimal pro Tag ändert. Quelle dieser Sicht auf den Globus sind selbstempfangene Fax-Transmissionen eines Wettersatelliten aus dem Jahr 1994.

Insgesamt war wichtig, dass die Bildinhalte möglichst viel Entropie in sich tragen. Denn Entropie ist der Feind der neuen digitalen Ordnung und der Freund der Kryptografie. Denn nur daraus kann sich etwas neuformieren, bzw. in Formation gebracht werden. Dieses sogenannte »Chaos« beruhigt aber manchmal auch unsere Gedanken. Der Blick auf den Sonnenuntergang am Meer, das Rauschen der Brandung, die Regentropfen am Dachfenster, das Licht und das Knistern des Lagerfeuers oder sich ständig verändernden Wolkeninformationen: Das alles bringt ungeordnete Formationen in unsere Köpfe, die wir zwar nicht interpretieren können, aber die wir als angenehm empfinden. Aus ihnen können neue Gedanken entstehen und sie können Quellen unserer Kreativität sein.

Franz XAVER ist Punkaustria-Punkdirektor und betreibt das STWST-Infolab.

Mehr Informationen zum Gibling: *punkaustria.at*, *gibling.stwst.at*

Der 2.0-Gibling als NFP, 2022



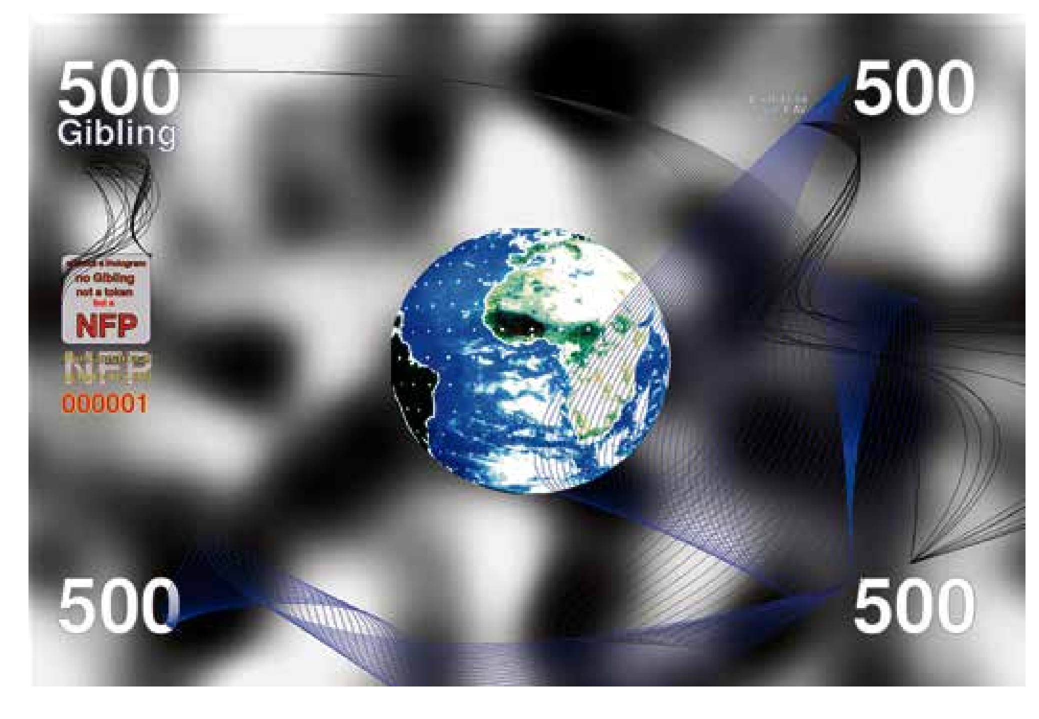


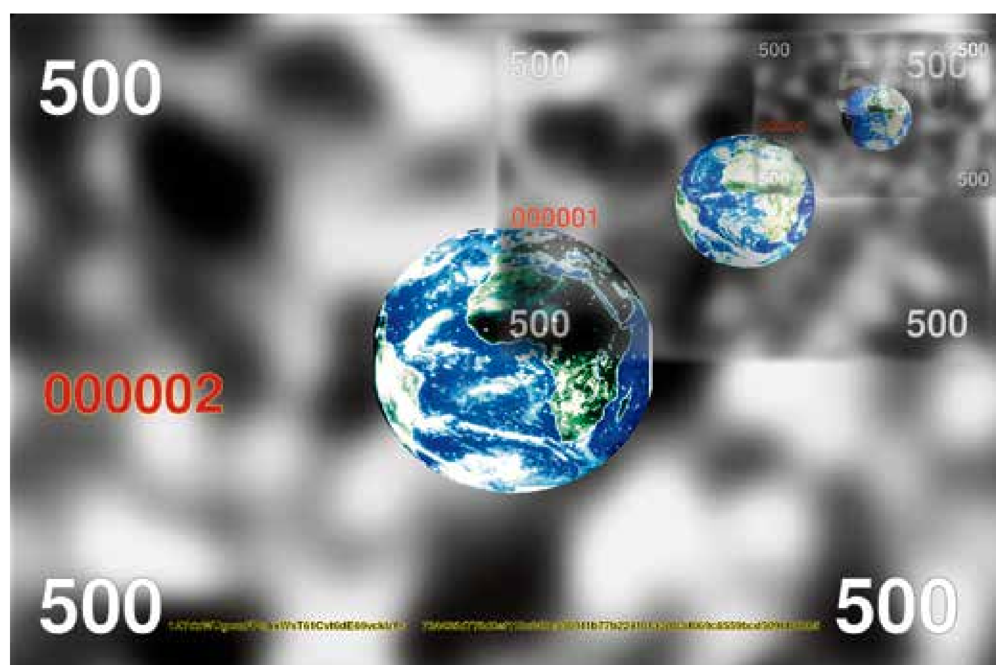










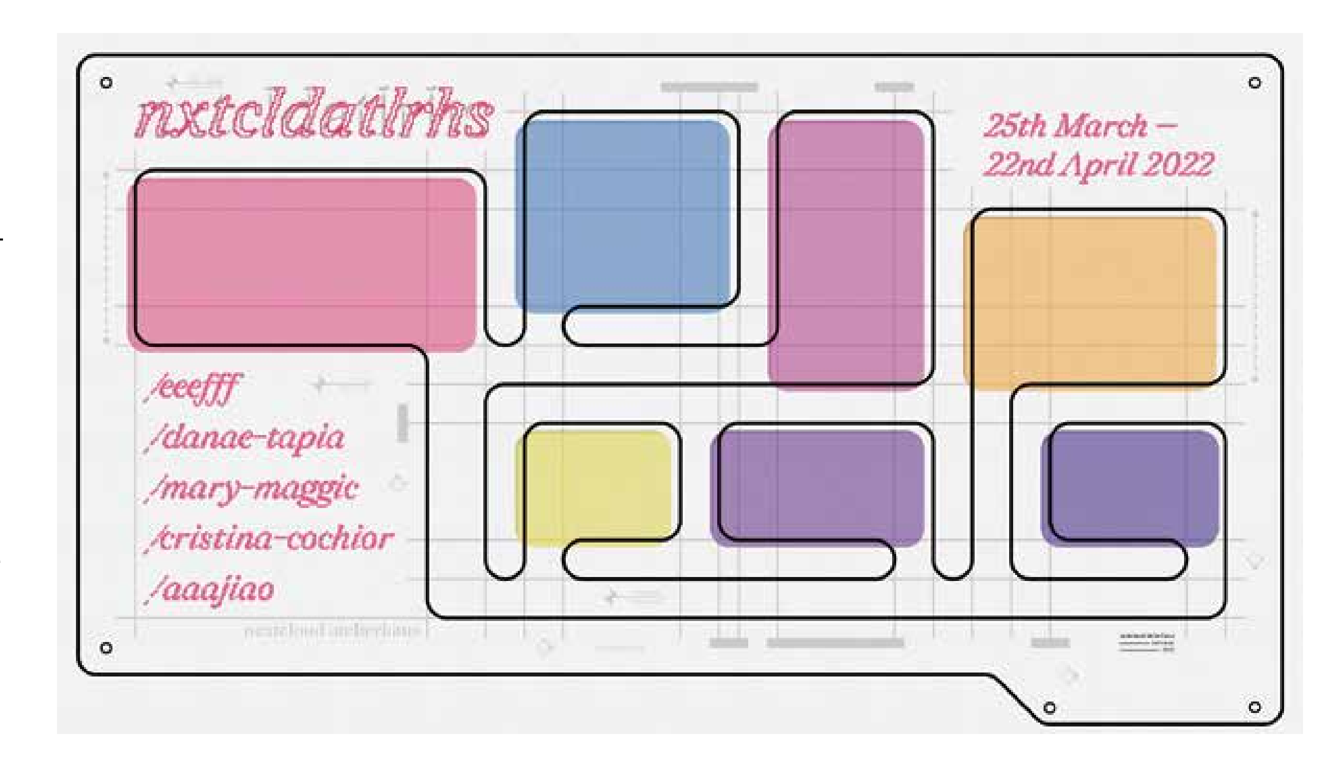


Algorithmic Solidarity in the Cloud

Régine Debatty visited the »Next Cloud Atelierhaus« – an online residency program from servus.at – and talked with five resident artists about their projects.

In 2021 servus.at launched a one-month online residency program for digital artists. *Next Cloud Atelierhaus* offers 5 invited artists access to all the tools in the servus.at cloud instance, a content collaboration platform that allows communication channels such as chats and video conference, and offers specific tools to organize group workflows.

As a curatorial experiment of a self-made institution, the project investigates what role Atelierhaus can play in the online spaces to champion digital art and respond to its needs. The online residency format allows for the sharing of resources, feedback from the servus team, weekly meetings, studio visits with guests, hang out activities and a final open studio presentation.



An oracle inspired by Marxism, a School of Algorithmic Solidarity, a bot that follows Socrates' encouragement to »know yourself«, a poetical exploration of the asynchronicity between human and computer times, an archive of body parts that resist patriarchal technology…. These are the projects I heard about when I met with the residents of April 2022 in the context of a(n online) studio visit:

The first artist I spoke with was ***Mary Maggic***[1]. Their artistic research focuses on hormone biopolitics and environmental toxicity, and on how the ethos and methodologies of biohacking can help to demystify invisible lines of molecular (bio)power.

During the online residency, Maggic worked on *Archiving the Disobedient Body*. Every day, they made a 3D scan of a different part of their body, »one disobedient section at a time«. The segments are then stitched together in a way that evokes the badly sewn body parts from which the creature of Dr. Frankenstein emerged. Every glitch in the 3D scanning process (missing fingers, poor quality of skin texture, etc) points to the failure of machines to understand and categorise the human body.

Arguably every external part of the human body has been defined, measured and categorised under the scrutiny of scientific objectivity, producing a kind of somatic fiction that distinguishes normal bodies from the abnormal or pathological ones. This is where the »disobedient« element comes in. Traditional categories ignore or deny the fact that the body is in a state of constant responsive morphogenesis with molecules, microbes, endocrine disruptors[2], metabolisms and messiness. We are more malleable than we think we are. In that sense, our bodies are being queered, whether we realise it or not. This is one of the reasons why the rigid concept of gender is increasingly being challenged today.

By seeking to perform the impossible process of archiving a body that relentlessly shapeshifts, *Archiving the Disobedient Body* subverts patriarchal technology and heteronormative structures, shows their failings and repurposes them for queer and feminist practices.

The project is open source: the 3D scans of the body are published online along with the 3D scanning protocol for collaborative mutations. Other people can thus access the scans of the artist's body and contribute to the deconstruction of the »normative« body. *Archiving the Disobedient Body* is a second step in a broader project devised to create resistance within patriarchal technology. Maggic having previously worked on the *Genital(*) Panic clinic*[3] which attempts to redefine genital aesthetics and taxonomies for the toxic era.

Danae Tapia is the founder of *The Digital Witchcraft Institute*[4], an arts organisation dedicated to collecting advanced but non-conforming approaches to the use of technology. The mission of the Institute is to examine the parallels between technology and mysticism, between hackers and shamans, between anthropological and digital studies. Tapia has been developing *bot oracles* for a while, taking advantage of what she calls »digital randomness« and cheap AI technology to explore how spirituality is being coopted by capitalism.

For the Next Cloud Atelierhaus residency, she used Marxist theory as the basis of a research into the kind of esoteric understanding that communist ideals can generate.

The Grave, a Marxist Oracle blends quotes from The Communist Manifesto with filtered photos that the artist collected from Signal chats with her friends. The work envisions Marxism as a kind of ancient European tradition where every individual projects their own meaning and interpretation onto the text depending on their own subjectivities.

By combining sentences from the Manifesto with snippets from Tapia's digital intimacy, the oracle can summon imaginaries that look strange but remain in line with what Tapia calls »the spiritually-charged aesthetics of Marx and Engels' text«.





Bilder: Mary Maggic



Bild: Danae Tapia

Oben: »The Grave, a Marxist Oracle« von Danae Tapia

Links und unten: »Archiving the Disobedient Body« von Mary Maggic



Die Baumscheibe
Garteln vor der Haustüre

Mit dem Projekt » **Garteln vor der Haustüre** « soll es jetzt auch in Linz für Privatpersonen möglich werden, geeignete Flächen im Öffentlichen Gut, z.B. Verkehrsgrün, Bauminseln und Abstandsgrün zu bepflanzen.

Garteln vor der Haustüre soll Spaß machen, die Straße, in der man wohnt, verschönern, Menschen verbinden und ein Stück Natur in die Stadt bringen. Besonders freuen wir uns, wenn bienenfreundliche Pflanzen gesetzt werden, um die Biodiversität in unserer Stadt zu fördern.

Ziel ist es, die Stadt grüner zu machen. Im Kampf gegen die Auswirkungen der Klimakrise ist jedes grüne Fleckchen wertvoll. » **Garteln vor der Haustüre** « richtet sich an alle, die in der Nähe ihrer Wohnung ein grünes Fleckchen verschönern wollen. Im dicht verbauten Gebiet wirken sich auch kleine Beiträge positiv auf die Umwelt aus, verschönern das eigene Wohnumfeld und bringen mehr Lebensqualität in die Stadt.



Für mehr Informationen:
linz.at/baumscheibe.php

Mag.ª Eva Schobesberger
Klimastadträtin



L_nz


Bild: eeefff

eeefff: A new political, anti-war imagination around institutions


Bild: Felix Gonzalez-Torres

Felix Gonzalez-Torres, »Untitled« (Perfect Lovers), 1991

In the future, the artist wants to open up the folder so that other people can upload their own images to the folder and make *The Grave* a more autonomous project. She is also thinking about adapting the work for an exhibition context. It would then be more immersive, with sonic meditation for example.

Artist and computer scientist Nicolay Spesivtsev together with artist and writer Dzina Zhuk from ***eeefff***[5] explore the socio-economic effects of the infrastructure and politics of data and algorithmisation. Being from Minsk, the duo wanted to investigate the possibility of creating an algorithmic solidarity cooperative where collaborative practices could emerge and support new forms of solidarity. The residency allowed the artists to develop a skeleton for the 'School of Algorithmic Solidarity.' The school's curriculum would focus on digital infrastructures of coloniality (such as the invisible[6], precarious[7] and often outsourced pool of human labour ensuring the functioning of tech infrastructure) and on new, playful and creative types of technology infrastructures of solidarity that would counter-balance highly capitalised conditions.

eeefff's research not only explores solidarity but also strike. Part of their inspiration for the strike approach comes from the Belarusians partisans who sabotaged the railway infrastructure in their country in an effort to hinder the movement of Russian equipment into Ukraine. Ultimately, what matters to eeefff is to develop a new political, anti-war imagination around institutions.

Cristina Cochior[8] is a researcher and designer who focuses on structures of knowledge co-production, politics of automation, archival representation, collective publishing and situated software practices. She is a member of Varia[9], a Rotterdam-based space for developing collective approaches to everyday technology.

Several interests of the artist come together in the project developed during the Atelierhaus residency: the development of more collective and non-extractive digital infrastructures, computer logic and »user-unfriendliness« or the discomfort that manifests itself when technological infrastructure doesn't function as smoothly as promised. Her project involves looking at the tensions between synchronicity and asynchronicity. Computers are synchronised to each other. However, there are frictions and a need for negotiation between human time and computer time. When you run out of disk space, for example. Or when you experience delays because too many people are using a server. These types of situations can be frustrating because they disrupt your work flow but they are also revealing the inner working of the infrastructures and machines that technology is made of. From there, Cochior wants to develop protocols that would explore the lags and asynchronicities, asking questions such as »How are timelines negotiated, interrupted or multiplied?«, »How can we replicate feelings of asynchronicity into different protocols?«, »What kind of poetry can emerge from these lags?«

aaajiao[10] is a media artist, blogger, activist and programmer. aaajiao is also the virtual persona of Xu Wenkai, an artist who lives in Shanghai and Berlin. Many of aaajiao's works investigate new thinking, controversies and phenomena around the Internet, with specific projects focusing on the processing of data, the blogsphere and China's Great Fire Wall. aaajiao's recent projects extend his practice to various disciplines (among them, architecture, topography and design) to explore the concept of identity in cyberspace and to reflect the fact that being a user has become the number one identity for many people across the world today.

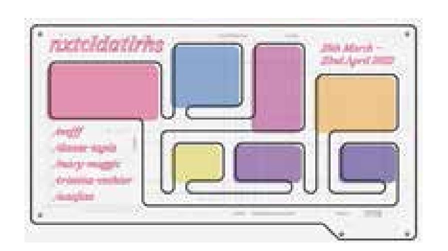
For the residency, aaajiao has used the messenger service *telegram* to give life to a bot[11] that will help him know himself better. aaajiaoisBot starts by being a part of the artist but it will evolve over time to adopt a personality that is yet undefined: an alter ego, a tool or maybe even an existence that no human will be able to understand. Anyone can engage with the bot through the telegram platform. Maybe the bot will answer. Or maybe aaajiao will actually be the intelligence you're talking to. The ambiguity reflects *pseudo-AI* or *Potemkin AI* phenomenon where human workers are doing the cognitive work behind AI services.

---

[1] *https://maggic.ooo/*
[2] *https://en.wikipedia.org/wiki/Endocrine_disruptor*
[3] *https://maggic.ooo/Genital-Panic*
[4] *https://digitalwitchcraft.works/Institute*
[5] *https://eeefff.org/*
[6] *https://reallifemag.com/potemkin-ai/*
[7] *https://www.bbc.com/worklife/article/20190829-the-ghost-work-powering-tech-magic*
[8] *https://randomiser.info/*
[9] *https://varia.zone/en/*
[10] *https://eventstructure.com/aaajiao*
[11] *https://t.me/aaajiaoisbot*

The Next Cloud Atelierhaus was curated by S()fia Braga, Davide Bevilacqua & Pitscher for servus.at.

Visit the website:
atelierhaus.servus.at



Régine Debatty is a Belgian curator, blogger and art critic who lives in Turin, Italy. Régine writes and lectures internationally about the way artists, hackers and designers use science and technology as a medium for critical discussion.
She is the founder of the blog we make money not art (https://we-make-money-not-art.com/). *This article was first published there on May 13th, 2022.*

SAVE THE DATE

STWST48x8 DEEP
48 Hours Disconnected Connecting

9. - 11. September 2022
Stadtwerkstatt Linz

STWST VERANSTALTUNGEN JUNI/JULI/AUG

Foto: Felix Vierlinger

Fr. 10.06. & Sa. 11.06.22 :: 16.00
The Great Reclaim (Open Air) + Nightlines
freier Eintritt

Do. 16.06.22 :: 18:00
Laura Jane Grace
punk, rock

Fr. 17.06.22
AMRO 2022
Art Meets Radical Openness -
Festival für Kunst und digitale Kultur

Sa. 18.06.22 :: 20:00
Heckspoiler Release Show
punk, rock

Do. 23.06.22 :: 20:00
UFO Fest

Fr. 24.06.22 :: 21:30
Inter*Pride
Buchpräsentation

Sa. 25.06.22 :: 20:00
EGOzero & MAK
drone, experimental, shoegaze

Juli/August
Deckdock Sessions

Spotlights in der Ausgabe

Upcoming

Filmscreening UNTEN, 9. Juni, ab 20:00
Messchiff Eleonore (S. 4)

Neuer Gibling – 11. Edition von Franz XAVER, ab 15. Juni
Präsentation um 19:00 im afo architekturforum oö im Rahmen der AMRO-Eröffnung (S.19/20)

AMRO von servus.at: DEBUG, 15.-18. Juni
afo, Kunstuni, STWST und andere Orte (S.21/23)

MS Stubnitz, Hamburg, 13.-17. Juli 2022
Ein Radio-Summit von MS Stubnitz, Node, Stadtwerkstatt und Ö1 Kunstradio (S. 17)

Nachlese

STWST@Media Mess
21. Mai in Nantes/Fr. (S.18/19)

Building an European Cultural Backbone
23.-28. Mai (S.16)

Impressum versorgerin Nr. 0134 / juni 2022 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, paul schuberth, franz xaver . coversujet: stwst @ media mess(e) . coverfoto: taro . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: versorgerin@stwst.at . auflage: 8.000 stück . druck: landesverlag wels . **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**